

# VERONA

Illustrirte Damen-Zeitung.

**Inhalt:** Der kleine Philosoph. Originalzeichnung von van der Beek. — Fräulein Baroness. Novelle von Ida von Düringsfeld. (Fortsetzung.) — Charakterköpfe aus dem Skizzenbuche von G. M. Seippel. — Frauenfagen aus dem Gstaß. Von Fedor von Köppen. — Ueber den Einfluß der Gemüthsbewegungen auf das Gedeihen des Kopphaares. Von Dr. F. Pincus. — Polka. Von B. B. — Die Mode. Von Anita von G. — Wirtschaftsplaudereien. — Auflösung des Buchstaben-Räthsels Seite 33. — Räthsel. — Correspondenz. — Inserate.

## Fräulein Baroness.

Novelle von Ida von Düringsfeld.

(Fortsetzung.)

### Sechstes Kapitel.

Auf dem Markusplatz.

An einem echt venetianischen Nachmittagsabend des Jahres 1860 saßen an einem Tische zwei österreichische Junkeroffiziere langsam dem Café entzweit unter den alten Procuratoren zu. Die Gaslampen flammten, die Militärmusik spielte, der Markusplatz war das alte Nachtwunder, aber das militärische Paar wenigstens kümmerte sich nicht eine Sekunde um die romantisch klassischen Quadern, über den es dahinschritt, oder nur, wenn es gerade auf eine umherliegenden Draugenschalen fiel. Ebenso wenig gewann die Einwirkung historischer Architektur ihm einen Blick ab; es spähte lediglich irgend welchen Bekannten, mit denen es die Last des Abends theilen könnte. Sein Suchen wurde be-

„Da sitzt ja der Keller mit seiner Frau,“ sagte einigermaßen lebhaft der jüngere der beiden Offiziere. „Wo denn?“ fragte der ältere. „Am hintersten Tische im Freien. Der brünette Mann und die junge blonde Frau.“

„Jung ist sie und gepußt auch, aber nicht schön.“

„Nein, nicht schön, aber lustig. Sie sind die beiden Damen, die neben dem sitzen, das sind die Baronin von Sangerst und ihre Tochter, die Speranza, wie sie genannt wird.“

„So, das ist die schöne Speranza? bis heute hab' ich sie noch nicht zu Gesicht bekommen.“

„Wirft sie auch nicht so bald wieder zu Gesicht bekommen. Sie steckt immer in einem alten Palast bei Maria Formosa.“

„Will die Mutter noch mit ihr concurriren?“

„Nein, daran denkt die alte Baronin nicht. Die hat nur einen Generalen, den an ihren ältesten Sohn, den Schuldenmacher in Wien.“

„Von dem hab' ich gehört.“

„Das glaub' ich. Wer hat nicht in ihm gehört? Er hat schon einmal quittiren müssen. Dann ist er im Kriege wieder eingetreten.“

„Steht sein Regiment nicht in Gram?“

„Ja, aber er ist nicht beim Regiment. Er spielt den großen Herrn in Wien und treibt's so arg, je nur je vorher. Immer mit den Cavalieren zusammen — na, die erste Rate wird wohl bald hin sein.“

„Von was denn die erste Rate?“

„Sie hatten ein Schloß im Gstaß. Das haben sie verkauft; deswegen ist die alte Baronin mit der Tochter und dem jüngsten Sohne hergezogen. Der Rudolph ist kürzlich nach dem Gstaßland hinein, um die erste Rate zu erheben, und dann gleich hinauf nach Wien — der Arthur will damit concurren. Ich wünsche der Familie Glück zu seinen Speculationen.“

„Du bist ja recht genau instruirte,“ bemerkte der Hauptmann, der sich zum ersten Mal während des Gesprächs äußerte.

„Wenn man ein schönes Mädchen kennen lernt, so erkundigt man sich,“ antwortete orakelhaft der Oberleutnant. „Und wenn die Erkundigungen nicht nach Wunsch ausfallen?“

„So begnügt man sich damit, das schöne Mädchen von weitem zu bewundern.“

nur in Acht, daß nicht etwa Du bei der Speranza hängen bleibst.“

„Die Caution würd' es wohl allenfalls abwerfen, nicht?“

„Die Caution!“ wiederholte geringschätzig der Oberleutnant. „Wer wird denn mit der bloßen Caution heirathen!“

Der Hauptmann war darin anderer Meinung, als der Oberleutnant. Dieser, aus einer begüterten Familie Kärntens, konnte verlangen, daß seine Braut ihm als Mitgift mehr zubringe, als die reglementsmäßigen zwölftausend Gulden. Auch die Familie kam für ihn nicht in Betracht; selbst Cavalier, konnte er heirathen, wen er wollte. Aber für Paul Hammer aus der Prager Vorstadt Karolinenthal war es gar keine Kleinigkeit gewesen, eine Baronin zur Frau zu bekommen. Sein Vater, dessen dritter oder vierter Sohn er war, „hielt fortwährend Lager“ von ächtem Düngergypß und norwegischem Fischguano, sowie von Cement, Schlemmkreide, Glaubersalz, Mehl, Stärke und Rübenjamen; unter solchen Verhältnissen ist der Rang einer Frau für einen Offizier nicht ohne Bedeutung, um so mehr, wenn sie ihn trotz der Verheirathung mit einem Bürgerlichen beibehält, was in Oesterreich so gut der Fall ist, wie in Großbritannien. Genug, für Paul Hammer war die schöne Speranza bereits eine mögliche „Gemahlin“, als er, von seinem Kameraden vorgestellt und gleich ihm zum Platznehmen aufgefordert, einen Sessel an die Seite der jungen Dame zog und sich anschickte die Belagerung ihres Herzens zu beginnen.

Speranza, wie Fräulein Baroness sich in Venedig nun ganz ernstlich umgetaust fand, Speranza warf einen langen Blick nach dem Oberleutnant hinüber. Er war einige zwanzig, schlank, elegant und hatte das Gepräge der guten Gesellschaft. Aber leider hatte er sich neben der Frau von Keller niedergelassen, die Alles, was ihr an Reiz abging, durch kokette Lebhaftigkeit zu ersetzen suchte, und wie es dem jungen Mädchen vorkam, nicht ohne Erfolg. Der Oberleutnant wenigstens hatte nur die Augen für sie, für Speranza keinen Blick. Anfangs, als sie nach Venedig gekommen war, hatte sie ihn ein oder zwei Mal gesehen, und ihre Phantasie hatte den guten Geschmack gehabt, sich mit ihm zu beschäftigen. Seitdem war er aus ihrem Gesichtskreise wie verschwunden gewesen, und heute, wo sie ihn endlich wieder sah, schien er sie nicht zu sehen. Was blieb ihr da übrig, als sich mit einem leisen Seufzer des Getäuschseins zu dem Hauptmann zu wenden, zu dem Hauptmann, welcher den Platz an ihrer Seite gewählt hatte und es am pflichtmäßigen „Anschauen“ nicht mangeln ließ? Der Hauptmann erschien, verglichen mit dem jüngern Kameraden, nicht zu seinem Vor-



Der kleine Philosoph. Originalzeichnung von van der Beek.

„Da wirst Du Dich wohl auch heute von der schönen Speranza entfernt halten?“

„Nein, im Gegentheil. Komm mit, ich will Dich bei Kellers aufsuchen. Er ist Director von der Gasanstalt in Verona und macht dort ein gutes Haus; wenn man einmal hinkommt, ist's angenehm, ihn zu kennen. Auch bei der Baronin will ich Dich aufsuchen — nimm Dich

theil. Er war nicht schlank, nicht elegant und hatte nicht das gewisse geheimnißvolle Gepräge. Wer hätte es ihm aufdrücken sollen? Vor dem Jahre Achtundvierzig überwogen in der österreichischen Armee die höhern gesellschaftlichen Elemente, und indem die andern sich mit ihnen verschmolzen, entstand eine allgemeine Salonfähigkeit. Außer dem Dienst immer in Civil, unterschieden die Offiziere sich durch Nichts von den

Leuten von Welt. Nach den Kadeßkriegen wurde es Reglement, ausschließlich Uniform zu tragen, und Stiel, den Säbel raffen zu lassen. Das Militärische trat in den Vordergrund, während das Gesellschaftliche zurückwich. Außerdem hatte sich durch massenhafte Beförderungen aus den untern Graden eine neue Offizierschicht erhoben, die compacter und weniger nachgiebig war. Die Fusion vermochte nicht länger zu wirken, und was ein Jeder war, wenn er eintrat, das blieb er: die Armee war nicht länger eine Schule der feinen Sitte. Paul Hammer z. B. wäre ein stattlicher Unteroffizier gewesen ein „fischer“ Offizier war er nicht geworden. Sein Avancement verdankte er der Gunst seiner Vorgesetzten, und diese hauptsächlich seiner vortrefflichen Kalligraphie-Handschrift. Damit soll nicht gesagt werden, daß er sonst keine tüchtigen Eigenschaften hatte, die „Hand wie gestochen“ war nur seine vornehmste, die, welche am meisten in die Augen sprang. Von Person war er nicht übel: wer ihm wohlwollte, durfte ihn mittelgroß nennen. Dazu stämmig, unterseht, noch nicht vierschrötig, weil er noch nicht dreißig Jahr war, mit einem runden Kopf, einem runden Gesicht und einer viereckigen Stirn, das braune Haar etwas kraus, Augen, Nase und Mund seiner Passbeschreibung nach gewöhnlich, die Haltung, wie schon bemerkt, glänzend corporalhaft und die Art des Gehabens gelind schwerfällig, weil er ein sehr gelassenes Temperament hatte. Das war der erste Bewerber, welchen Fräulein Baronesse haben sollte. Sie gefiel allgemein; aber, wie der junge Oberleutnant kurz vorher gesagt hatte: man zog Erkundigungen ein, und hatte man das gethan, so wußte man, was Frau von Wengersky war und was Arthur, ließ es sich gesagt sein, und unsere arme Espérance ging so unbeachtet weiter, als ob sie nicht die schönsten blauen Augen gehabt hätte, die sich träumen ließen.

Sie wandten sich jetzt mit einem reizenden Ausdruck von Schüchternheit und Neugier auf den Hauptmann. „Wirst Du wenigstens etwas Gutes zu sagen wissen?“ schienen sie fragen zu wollen. Der Hauptmann verstand ihre Sprache nicht, aber so viel wußte er, daß es ihm obliege, „Conversation“ zu machen, und deshalb frug er tapfer und verbindlich: „Baronin sind schon lange in Venedig?“

Die Frage war sicherlich die alltäglichste, die ein Mensch thun konnte, aber der Ton von „Deferenz“, in welchem sie vorgebracht wurde, klang wohlthuend an das Ohr des jungen Mädchens. Espérance war als Speranza viel weniger an höfliches Anreden gewöhnt, als damals, wo sie „Fräulein Baronesse“ gewesen war. Dankbar für die „Güte“ des Hauptmanns, antwortete sie daher auf ihre lieblichste Art: „Seit Anfang Februar.“ Und während sie diese wichtige Auskunft gab, wurde sie über und über roth, noch röther, als sie bei der wichtigen Erkundigung des Hauptmanns schon geworden war.

Dem Hauptmann schmeichelte es sehr, daß die junge Dame so roth wurde. Ich hab' am Ende schon Eindruck auf sie gemacht, dachte der bescheidene Sieger über verschiedene Comptoir- und Regimentsdamen. Laut sagte er mit einem Lächeln theilnehmender Ueberlegenheit: „Das war keine gute Zeit, um herzukommen.“

„Ach nein, es war gar keine gute Zeit,“ stimmte Fräulein Baronesse zu.

„Es hat gewiß Baronin gar nicht gefallen?“ fuhr er fort. „Ach nein, es hat mir gar nicht gefallen,“ variirte Espérance seine Worte. O Espérance, Espérance, wir, die wir auf irgend einem Felsen solche heroische und leidenschaftliche Zwiegespräche mit irgend welchem phantastischen Helden gehalten haben, wir plappern jetzt, wo ein wirklicher neben uns sitzt, Alles nach, was er uns vorspricht, gerade als wären wir ein richtiger Staarmaz und Nichts weiter!

Sie fühlte selbst, wie „abgeschmackt“ sie sich betrug. Das kam davon her, wenn man in einer Klosterschule erzogen wurde. Man wußte sich dann in der Welt nicht zu benehmen. Die blauen Augen waren in der größten Gefahr, von großen Thränen überzufließen; die Inhaberin derselben schämte sich gar zu sehr vor dem Hauptmann. Was mußte ein solcher Mann von ihr denken?

Der geistvolle Mensch, dessen Ueberlegenheit sie so fürchtete, nahm das Gespräch mit einer neuen Frage wieder auf. „Aber jetzt, nun es Frühling ist, gefällt es Baronin vielleicht besser?“ warf er wohlwollend hin.

„Ach nein, auch noch nicht,“ entgegnete Espérance. Sie athmete auf: sie hatte die erste selbstständige Antwort geben können. Allerdings widersprach sie damit dem Hauptmann, doch Widersprechen war immer noch besser, als Nachsprechen.

Der Hauptmann wunderte sich. Er lächelte. „Die Engländer finden doch immer Venedig im Frühling so schön,“ meinte er.

„Ich kann die Engländer nicht leiden,“ erklärte unsere junge Dame, die auf einmal merklich viel Selbstständigkeit entwickelte. Wohl verstanden: sie hatte noch nie mit einem Engländer ein Wort gewechselt, bloß den oder jenen einherschreiten sehen, und das auch nur, seit sie nach Venedig gekommen war. Das hatte jedoch genügt, „den Engländern“ ihre Antipathie zu sichern, mit der sie ja stets ungemein rasch bei der Hand war. „Sie sehen ganz anders aus, als die Deutschen,“ erläuterte sie jetzt zum Besten des Hauptmanns ihre unwillkürliche Abneigung gegen unsere britischen Brüder. Und dann „plauschte“ sie weiter: „Ich hatte sonst die Franzosen viel lieber, aber freilich, seitdem sie uns so — seitdem sie sich mit den Italienern gegen uns zusammengethan haben, da kann eine Oesterreicherin sie nicht mehr lieben.“ Sich als Oesterreicherin fühlen, eins mit dem verwundeten Vaterlande, das war Espérances neueste Leidenschaft. Früher hatte sie, trotz ihres Germanenthums, für Napoleon I. geschwärmt und mit Victor Hugo: Lui! Toujours lui! declamirt, jetzt erlaubte sie sich das nicht mehr; „jetzt darf eine Oesterreicherin nur noch für Oesterreich ein Herz haben,“ sagte sie zum Hauptmann.

„Baronin sind sehr gütig,“ antwortete der Hauptmann, den Patriotismus der jungen Dame persönlich nehmend.

Sie blickte ihn mit dem natürlichen Enthusiasmus der weiblichen Jugend für die Uniform an, die kürzlich in einem Kriege gewesen ist. „Sie sind — nicht verwundet worden, Herr Hauptmann?“ forschte sie schüchtern, mit einem lieblichen Schmelzen ihrer vollen Stimme.

„Ich wurde gerade abcommandirt, eh' es losging,“ antwortete er gefassen.

„Ach, wie schwer muß Ihnen das gefallen sein!“ sagte Speranza mit unschuldigem Mitleid.

„Ja, ein Kreuzl hätte ich schon gern gehabt,“ gab er zu. „Aber bei uns heißt's Ordre pariren. Ich bin erst unlängst wieder eingerückt. Darum hab' ich auch noch nicht das Glück gehabt, Baronin zu sehen.“

„Ich bin wenig sichtbar,“ sprach Espérance traurig. „Es ist heute zum dritten Male, daß ich auf den Markusplatz komme, und wenn Kellers nicht bei Mama vorgebeten hätten, so wäre ich auch heute nicht hier. Mama sagt immer: eine Demoiselle dürfe nicht so häufig gesehen werden.“

„Baronin ist doch oft genug gesehen worden, um bewundert zu werden, wie es sich gebührt,“ sprach der Hauptmann mit verbindlichem Lächeln. „Ich hab' von der schönen Speranza nicht erst heute gehört. Nur dacht' ich dem Namen nach, es wär' eine Italienerin, und da die Italienerinnen uns jetzt behandeln, wie — wie Verworfene,“ sagte Paul Hammer, in dessen Rede sich bisweilen dramatische Ausdrücke mischten, „so hab' ich weiter nicht nachgefragt. Hätt' ich gewußt, daß ich das Glück hätte, in der schönen Speranza eine Landsmännin zu besitzen, da wär' ich schon neugieriger gewesen.“

Espérance saß mit niedergeschlagenen Augen und wagte kaum zu athmen. Zum ersten Male hatte ein Mann ihr gesagt, daß sie schön sei. Damit beginnt für ein noch unverdorbenes Mädchen eine neue Aera: die der Herrschaft. Der Mann, der König der Schöpfung, hat es getront und dadurch sich gleichgestellt. Daß Espérance ihre Krone aus der Hand eines solchen Kartenkönigs empfing, war freilich eine Entweihung, aber um das zu empfinden war sie noch zu harmlos; sie fühlte nur den ungewohnten Schmuck auf ihrer Stirn. Und das Bewußtsein, so geschmückt und erhoben zu sein, verklärte sie mit solchen Strahlen, daß Paul Hammer, obwohl er für das Ungewöhnliche sonst ziemlich blöde Augen hatte, förmlich geblendet war. „Ein Prachtexemplar von Mädel!“ sprach er zu sich selber.

Eine Pause trat ein. Der Hauptmann konnte sich nicht übertreffen, darum schwieg er. Espérance wußte, daß jetzt sie etwas zu sagen habe, gleichviel was. „Ich habe eigentlich einen französischen Namen,“ hauchte sie: „Espérance, aber hier nennen sie mich Signora Speranza.“

„Es ist ein sehr schöner Name,“ sprach mit Corporalgalanterie der Hauptmann, „ich wünschte mir seine Bedeutung annehmen zu dürfen.“

Ungefähr dasselbe hatte ihr ehemals im Thal mit dem Bergbache der junge Reisende gesagt. Wo streift er jetzt umher? Seine Mettasfahrt mußte längst vorüber sein. War er glücklich von ihr zurückgekehrt? War er wieder heim? Warum saß nicht er neben Espérance? Warum war es nicht seine Hand gewesen, die sie getront hatte?

Espérance fragte sich das nicht, sie dachte überhaupt weder an Albrecht von Waldow, noch an irgend welchen Namen aus ihrem ganzen vorhergehenden Dasein. Für sie gab es eben jetzt nur eine Stunde, die gegenwärtige, und nur einen Mann, Paul Hammer. Er war der Unrechte, aber er kam im rechten Augenblick. Das Apropos des Momentes ist allmächtig und zwar in noch ganz anderen Angelegenheiten, als in der Lebensgeschichte eines Mädchenherzens. Der Hauptmann, welcher überhaupt nie daran zweifelte, ob er gelegen käme, hatte den Instinkt, daß er gerade heute an diesem Tisch auf dem Markusplatz noch gelegener komme, als je zuvor. Wer kann wissen, ob er sich nicht schon mit der nächsten Phrase der schönen Speranza in Lebensgröße zu Füßen gelegt haben würde, hätte nicht ein ziemlich scharfer Zuruf Mamans Espérance aus ihrer Verückung erweckt. Sie schreckte zusammen und gab bekümmert Antwort. Frau von Wengersky war aufgestanden und wollte fort. Umsonst petitionirte die Kellers, aufrichtig oder nicht, um längeres Bleiben, die Französin wollte fort. Es wäre spät, Espérance dürste nicht so bis in die Nacht hinein wachen. Wenn es Maman paßte, mußte die Tochter, ihre Gesundheit, die Schonung derselben als Vorwand dienen. Espérance haßte diese Verwendung ihrer Person, niemals aber war sie ihr so unerträglich vorgekommen, wie heute. Der Hauptmann sagte mit dem bedeutungsvollsten Seufzer, den er im Arsenale seiner Verführungskünste bereit hatte: „So schnell schon! Aber ich habe doch bald wieder das Glück, Baronin zu treffen?“

„Ach nein,“ lispelte Fräulein Baronesse, „von jetzt an werde ich erst recht eingeschlossen werden.“

„Gefangene Prinzessinnen finden befreiende Ritter,“ hätte der Hauptmann sagen können, sagte es jedoch nicht, und bevor ihm etwas anderes eingefallen war, stand schon Maman neben ihm und ergriff mit einem gebieterischen „Adieu, ma mignonne,“ die Hand Espérances. Wie ein hilf- und bewußtloses Opfer folgte die große Tochter der kleinen energischen Mutter; kaum daß sie Bestimmung genug behielt, um den Schwall zärtlicher Redensarten, mit denen Frau von Keller sie überschüttete, durch ein bloßes Lächeln und einige halb laut gestammelte Worte zu erwiedern. Ihr schöner Traumansatz war gar zu jäh unterbrochen worden. Es half wenig, daß der Hauptmann sich erlaubte, die Damen auf die Piazzetta zu begleiten, wo Frau von Wengersky eine Gondel nehmen wollte. Herr von Keller ging auch mit, und ihm schob sie Espérance zu, während sie den Hauptmann für sich behielt. Beim Einsteigen war es abermals der Gasanzaltsdirector, welcher Espérances die Hand gab; für den Hauptmann blieb eben wieder nur die Mutter übrig. Er blickte verblüfft der Gondel nach, wie sie am Dogenpalast entlang fuhr; Espérance hatte keinen letzten Blick mehr gewagt, nur einen stummen, convenablen Gruß. Herr von Keller sah den Hauptmann von der Seite an und lächelte. „Resolute Dame, die alte Baronin,“ sagte er. „Nimm ihr Küchlein in Acht. Wer da den Habicht spielen will, muß sich dazu halten.“

„Man ist ja doch kein Stohvögel,“ meinte der Hauptmann. „Möchte man's aber nicht werden?“ fragte Herr von Keller schlau. Der Hauptmann antwortete nicht; Herr von Keller fuhr fort: „Es ist ein lieb und hübsch Ding, die Speranza; selbst die erbärmlichen Köckel, in denen sie immer umhergeht, können ihre Schönheit nicht verbergen; aber — man heirathet immer eigentlich mehr die Mutter, als die Tochter, und die Baronin Wengersky als Mutter will — überlegt sein.“

„Wenn man überhaupt zu heirathen beabsichtigt,“ erwiederte der Hauptmann, der endlich gelind ungeduldig wurde.

Was sollte denn das heißen? Dort warnte der Kamerad, hier der Gasanzaltsdirector. Als ob er nicht wüßte, was er zu thun hätte! Und so „hatte er denn die Ehre“, und ließ

Herrn von Keller allein zu seiner „Gattin“ zurückkehren, welcher unterdessen der elegante Oberleutnant Gesellschaft geleistet hatte. Entgegen indessen sollte Paul dem Unkenruf der Warnung darum doch nicht, denn gegen Eins stieß er beim Uhrthurm auf den Oberleutnant, welcher von Daniel zurückkam, wohin er die Kellers gebracht hatte, und das erste Wort des jungen Kameraden war: „Nun, was sagst Du zu der schönen Speranza? nicht wahr, ein Paar blauer Prachtgucken hat sie im Kopfe sitzen? Aber nimm Dich in Acht, alter Mensch, nimm Dich in Acht!“

## Siebentes Kapitel.

### Bei Santa Maria Formosa.

Der Markusplatz allein hat in Venedig das Recht auf die Bezeichnung Piazza, jeder andere Platz heißt Campo. Diese Campi können, wie es sich von selbst versteht, nicht mit der Piazza wetteifern, haben indessen darum doch ihr Besonderes und Anziehendes. Die venetianischen Architekturzüge vereinigen sich auf ihnen zu charakteristischen und oft unvergeßlichen Bildern. Breite Stufen führen vom Wasser aus hinan, gewölbte Brücken leiten von der hellen Quaderfläche hinüber in dunkle kühle Straßen, eine Kirche mit Mausoleen, historischen Erinnerungen und klassischen Gemälden zeigt im Grunde ihre Fassade, ein Campanile steigt auf, Paläste bilden die Einfassung, und Alles ist gleichsam feierlich still.

Diese feierliche Stille genoß, wie wir bereits erfahren haben, Espérance in einem Palaß am Campo von Santa Maria Formosa, dem größten und schönsten des Sestiere di Castello. Nicht in Grimani oder in einem von den andern bemerkenswerthen, sondern in einem unbedeutenden, wenn gleich weitläufigen, wo Frau von Wengersky den ersten Stoß möblirt gemiethet hatte. Für Espérance war es ganz dasselbe, ob sie in Grimani wohnte oder nicht; ihr Unglück bestand nur darin, daß sie überhaupt in einem venetianischen Palaße wohnen mußte. Sie hätte in jedem „Meine Gefängnisse“ schreiben können; ganz Venedig war für sie nur ein ungeheurer Kerker. Venedig, eine der individuellsten Städte, die es gibt, hat das mit allen stark betonten Individualitäten gemein, daß es nicht gleichgiltig läßt, sondern entweder geliebt oder gehaßt wird, natürlich nur von denen, welche lieben oder hassen können. Daß Espérance es verabscheute, war erklärlich und verzeihlich. Sie hatte in den engen Straßen und selbst auf den Quais, wo der gerade Weg fortwährend durch Brücken unterbrochen wird, keinen Raum zum Ausschreiten. Nach den öffentlichen Gärten, dem einzigen wirklichen Spaziergang, war sie vielleicht drei Mal gekommen. Frau von Wengersky hatte, wie sie sagte, nicht so viele Zeit zum bloßen Luftschöpfen, und allein durfte Espérance nicht hin. Ja, sie durfte gar nicht allein aus. Es ist in Venedig nicht Sitte, daß junge Mädchen sich unbegleitet zeigen, und Frau von Wengersky nahm mit Freuden die Gelegenheit wahr, ihrem blauäugigen Unband Zaum und Zügel anzulegen. Espérance hörte jetzt den lieben langen Tag von Nichts, als von allen Dingen, welche zu thun einer Demoiselle nicht erlaubt sei. In verzweifelter Ungebuld fuhr sie eines Morgens mit der Frage heraus: „Aber, Maman, was sind denn nun die Dinge, welche einer Demoiselle erlaubt sind?“ Frau von Wengersky deutete auf den Nähtisch Espérances, der an einem Fenster des Salons stand. „Dort sitzen und nähen,“ schmolte Espérance; „Maman, mir scheint, ich hätt' es genug gethan.“

„Fahre fort, es zu thun,“ sprach die Mutter sententiös; „es gibt Dinge, welche man nie genug thun kann.“

So saß denn Espérance am Fenster und nähte, sah auf den Platz und sah Nichts, horchte hinaus und hörte Nichts, als die Glocken des Campanile und höchstens den Ruf eines Gondoliers, der um eine Ecke bog. Besuche kamen nicht — Frau von Wengersky hatte noch keine Bekanntschaften angeknüpft — von der Geniee und von der Piazza war keine Rede, und die Wahrheit zu sagen, wünschte Espérance selbst nicht, sich an diesen beiden Stellbühnen der venetianischen Gesellschaft zu zeigen. Es war die alte Noth: sie hatte Nichts anzuziehen. Zwei Kleider, in denen sie sich anderen Damen gegenüber schämte, machten ihre ganze Garderobe aus. Siebzehn Jahre sein und kein einziges hübsches Kleid haben, das ist Tragik in einem Mädchenleben, besonders in Oesterreich, wo es einer Dame nicht verziehen wird, wenn sie nicht fashionable, d. h. nicht wie das neueste Modellblatt aussieht. Frau von Wengersky schien nie daran zu denken, daß ihre Tochter andere Toilettenbedürfnisse haben könne, als sie, die als vornehme Französin immer gut genug für die ganze Welt zu sein glaubte, sie möchte anhaben, was sie wollte. Ihretwegen hätte Espérance ebenso gut siebenundzwanzig Jahre sein können, wenigstens meinte das Fräulein Baronesse. „Es lohnt sich gar nicht jung zu sein,“ sagte sie gelegentlich vor sich hin, „wer achtet darauf, daß ich es bin? Weder Maman, noch die Brüder. Ob alle jungen Mädchen ihrer Familie so überflüssig sein mögen, wie ich meiner?“ Darin irrte das arme eingesperrte Kind; für die Mutter repräsentirte es gerade jetzt einen reellen Werth: Frau von Wengersky wünschte und hoffte Espérance ohne andere Mitgift, als ihre blauen Augen und ihre rosenhüben Jugend zu verheirathen. Es war die Pflicht einer Demoiselle aus gutem Hause, durch eine vortheilhafte Heirath ihre Familie nicht nur von einer Last zu befreien, sondern sie auch so weit vorwärts zu bringen, wie der Reichthum des Mannes reichte. Wenn Arthur einen reichen Schwager hatte, so hatte Arthur wieder Credit, und wenn Arthur Credit hatte, mußte es ihm schließlich doch einmal mit seinen Speculationen glücken, denn Arthur hatte ganz entschieden die eminenteste Befähigung zu Geschäften. So schloß Frau von Wengersky und hielt Espérance täglich Vorlesungen über diese Pflicht einer Demoiselle aus gutem Hause. Espérance bedurfte keiner Ermahnungen, sie war ganz bereit, ihre Pflicht zu erfüllen, aber wie sollte sie es anfangen? „Wie soll man mich heirathen, wenn man mich nicht liebt, und wie soll man mich lieben, wenn man mich nicht sieht?“ fragte sie phlegmatisch malktiös, wie sie wohl sein konnte. Innerlich setzte sie hinzu: „und wie soll man mich sehen, wenn ich nicht herauskomme, und wie soll ich herauskommen, wenn —“ hier wurden einmal mehr die beiden Kleider ihrer Mermlichkeit wegen bitter angeklagt. Gerade heraus zu sagen: „Maman, zuerst kaufe mir Kleider,“ getraute Fräulein Baronesse sich nicht. Die Mutter wehklagte mehr, als jemals über das unbegreifliche Verschwinden des Geldes, und kam

welches ein, so schien es sich von selbst zu verstehen, daß nur Arthur Geld brauchen könne. Rudolph hatte zwar auch zu spekuliren angefangen und zwar in Butter, die er aus dem Fischland nach Venedig verschicken wollte, doch was Frau von Wengersky ihm dazu gab, war blutwenig, und selbst dieses Wenige ließ sie sich gleichsam aus den Händen ziehen. Für Espérance den Beutel anzuthun, fiel ihr erst recht nicht ein; die Pflicht einer Demoiselle aus gutem Hause war, sich ganz für ihre Brüder aufzuopfern, das wollte sagen, so wenig wie möglich selbst zu brauchen und Alles für sie zu sparen. Ein Zeichener, um den Espérance flehentlich bat, wurde ihr der Kosten wegen abgeschlagen. Wie konnte sie da erst um etwas so Nichtiges wie Puffkleider zu bitten wagen! Um sich als lebendige Waare zu schmücken nun gar! Frau von Wengersky würde mit ihrem plus grand air gesagt haben: „Meine Tochter, Sie sind Fräulein von Wengersky; Sie heirathet man nicht Ihrer Kleider, sondern Ihres Namens und Ihrer Person willen.“

Und so saß denn Espérance Tag aus Tag ein am Fenster und nähte, hörte die Glocken läuten und die Gondolieri rufen — das letztere nur ausnahmsweise — ließ die Hände sinken und suchte auf dem stillen leeren Campo nach einem Menschen, den sie bloß in den seltensten Fällen entdeckte. In die Kirche ging sie; kam sie aus der Kirche wieder nach Hause, setzte sie sich wieder auf ihren Platz am Fenster. Bisweilen rang sie die Hände, als wollte sie sich die Haut losringen. „Ist denn das Leben?“ fragte sie sich voll des ungeheuersten Mitleides mit sich selbst und mit ihrer Jugend. Espérance gehörte zu den Mädchen, die es wissen, was sie von der Jugend haben oder haben könnten, wenn sie ihnen nicht ver-kümmert wird. „Ich werde nie wieder siebzehn Jahre sein, nie wieder!“ jammerte sie. „Ich werde nie wieder solche Rosen auf den Wangen haben!“ Espérance wurde madrigalhaft poetisch, wenn sie über sich und ihre Jugend klagte. Uebrigens hatte sie nicht Unrecht mit der Furcht für „ihre Rosen“, wie die Engländer kurzweg sagen. Sie sungen schon an, blässer zu werden. Der erste Morgenschmelz auf ihnen drohte in der Lagunenatmosphäre zu erlöschen. Es waren Bergrofen, wie Espérance ein Bergkind war, welches in der Stadtluft nicht recht athmen konnte. Und die ist in Venedig so gut wie in jeder andern großen Stadt, selbst auf den inneren Kanälen. Espérance nun genoss nicht einmal die Erquickung der Wasserfrische; die Gondeln wären zu theuer gewesen, selbst wenn Maman sich behaglich in ihnen gefühlt hätte. Fräulein Baronesse war eine gute Marinara; la Signora Speranza si è fatta Veneziana, ist Venezianerin geworden, sagten die Gondolieri, wenn sie bei Ausnahms-fahrten leicht in das Fahrzeug trat, die schlanke Gestalt grazios nach vorn neigte und rückwärts unter das Segel schlüpfte. Aber was half diese neue Grazie, was half Alles? La Signora Speranza saß gefangen auf Campo di Santa Maria Formosa. Wie hat es eine hoffnungslosere Hoffnung gegeben!

Achtes Kapitel.

Der Feind in der Weste.

Am dem Morgen, welcher dem Abend auf der Piazza folgte, sah das Campo noch öder und trostloser aus, als gewöhnlich. Das war ganz einfach; drinnen in Espérances Kopf wirbelte es noch von lauter Gaslicht, Musik und Huldigung, und draußen vor ihr auf den mattblenden Quadraten lag die sahle Alltagswelt. Venedig sieht nicht immer aus wie auf Canaletto's Bildern, aber oft sieht es so aus, und um diesen Ton zu lieben, muß man Künstlertaugen haben, das waren Espérances „blaue Prachtguden“ nicht, sie hatte ja keinen Zeichener. Demnach fand sie das Campo „fürchterlich häßlich, kaum eines Blickes werth“, und doch — wollte sie aus dem Fenster sehen, konnte sie nirgend anders hinblicken. Sie that es denn auch, aber mit einem solchen bitterbösen Gesicht, daß die gekränkten Steine wider sie hätten gen Himmel schreien mögen.

Plötzlich fing es in diesem finstern Gesicht an aufzuleuchten wie die ersten rothen Morgenzeichen in einer verdrießlichen Dämmerung. Was kam da über die eine Brücke? Eine Gestalt, eine Uniform, ein Offizier — wahrhaftig, der Hauptmann! Scheinbar sehr eilig, scheinbar ganz achlos des Fensters, an welchem Espérance jetzt wie eine freundige Aurora strahlte, ohne Gruß rasch vorbeistreichend, aber doch dagewesen, ihre Wege dagewesen — daran konnte Fräulein Baronesse nicht zweifeln, zweifelte auch nicht daran — glückliche Speranza! jetzt trug sie diesen Namen mit Recht.

Als er — Paul Hammer ein er — wer ihm das in Karolinenthal prophezeit hätte! — als er also hinter der Kirche verschwinden war, ließ Espérance die Hände, welche sie unwillkürlich gefaltet, auf die Fensterbrüstung sinken, neigte den Kopf, schloß die Augen und blieb Minuten lang still. Sie wollte ihn noch länger sehen. Dann fuhr sie erschrocken auf und blickte ängstlich ins Zimmer zurück. Konnte Maman nicht unversehens eingetreten sein und die Fillette in ihrer Liebesandacht bemerkt haben? Zum Glück war das Zimmer leer geblieben, Espérance konnte sich unbeachtet an ihrem Nähtisch einrichten und mit außergewöhnlichem Fleiße arbeiten.

Als Maman einige Augenblicke später wirklich hereinkam, wurde die arme Espérance ganz still für sich glühend roth, doch Maman achtete nicht auf sie. Rudolph hatte geschrieen und seine und seines Handelsartikels Ankunft angezeigt — Frau von Wengersky hatte den Kopf ganz voll von Butter. Zu Mittag erst fiel ihr Espérances erhöhte Farbe, ihr gesteigertes Aussehen überhaupt in die Augen, doch auch da sagte sie nur leichtthin: „Du siehst heute recht wohl aus, Nancy; Venedig fängt an, Dir zu bekommen.“ — „Ja, Maman,“ erwiderte unser Fräulein. Es hätte gern schein-heilig unschuldig angesehen, aber dazu war es noch zu wirk-lich unschuldig: das Bewußtsein des Geschehenen trieb ihm abermals das ganze Blut auf die Wangen. „Wie Du roth wirst!“ bemerkte Maman, immer noch ohne an etwas Anderes zu denken, als an Eschländer Butter.

„Ich habe so heiß,“ kispelte Espérance. „Ja, die Jahreszeit wird warm.“ Stimmte die Mutter zu; „Du mußt jetzt öfter ein wenig Zudervasser trinken.“ Zwischen die Butter schob der Gedanke sich ein: „man wird dieses Kind wirklich bald verheirathen müssen; sie ist jetzt eben in ihrem höchsten Glanz, und das währt nicht lange.“ Es währt nicht lange, doch so lange es währt, ist es sehr lieblich. Zu dieser mystischen Zeit hat ein alltägliches Mäd-

chen „die Schönheit des Teufels“, ein schönes aber hat die Schönheit Gottes. Wo Espérance sich zeigte, da wandte man sich um, wenn man sie im Vorübergehen angesehen hatte: man wollte sie noch ein Mal sehen. Die Augen der Gondolieri, dieser unbeflecklichen Kritiker weiblichen Reizes, hingen mit dreifacher, unversehelter Bewunderung an ihr. „Gelegnet, der Sie sieht, benedetto dei la vede!“ rief ihr eines Tages auf dem Canalazzo ein besonders fecker schöner Burtsche zu. Selbst Rudolph, der mit seiner Butter angekommen war, gab seine Zufriedenheit zu erkennen, allerdings nur auf seine Weise. „Du schaust recht schön aus, Nancy,“ sprach er mit dem Kopfe nickend. Daß er Nancy sagte, war so gut bei ihm, wie bei Maman, ein Zeichen besonderer Gnade. Espérance, die für ihn noch immer etwas schweherliche Anhänglichkeit hatte, wollte ihm durch einen Kuß für seine Billigung ihrer Person danken, aber das war ihm zu viel. „Küssen nicht, Nancy,“ sagte er, gutmüthig abwehrend. „Das hebe für Einen auf, der Dich bittet, ihn zu küssen. Es wird sich schon Einer finden.“

Als ob sich nicht schon Einer gefunden hätte! „Wäre dem Hauptmann dieser Kuß angeboten worden, er hätte sich nicht geweigert, ihn zu nehmen,“ dachte Fräulein Baronesse, als sie mit Nasenrumpfen dem Bruder den Rücken kehrte. Nein, so unhöflich und so dumm wie der Hauptmann allerdings nicht gewesen. Ein so profaisches Individuum Paul Hammer immer sein mochte, ein Stock war er nicht. Geführt hätt' er die schöne Speranza gern und geheirathet noch lieber, wenn er eigenes Vermögen besessen hätte, sogar ohne nach der Caution zu fragen. Die war nur eine traurige unum-gängliche Nothwendigkeit. Espérance hatte sich nicht zu viel eingebildet: er war wirklich verliebt „auf“ sie, wie sie damals noch sagte. Er zerbrach sich den Kopf über die Art, wie er zu ihr gelangen sollte. Er wollte auf eine legitime, autori-sirte Weise ins Haus. Um die Möglichkeit derselben nicht außs Spiel zu setzen, ging er selbst mit dem Sichselbstlassen äußerst vorsichtig zu Werke. Bekam die alte Baronin ihn ein Mal zu Gesicht, wurde sie aufmerksam, errieth sie, was ihn in die Nachbarschaft führte, so konnte die Thür vor ihm „zugesperrt“ werden, bevor er noch Zeit gehabt, anzuklopfen. Bei weitem nicht jeden Tag erschien er auf dem Campo und auch dann zu den verschiedensten Stunden. Espérance lebte jetzt in jeder Minute voll und ganz, denn sie konnte in jeder ihren Hauptmann erwarten. Sie langweilte sich nicht mehr, sie fand das Campo nicht länger öde, sie war fleißig wie noch nie bei der Arbeit und sie wurde womöglich mit jedem Tage schöner.

Den Hauptmann aber fing diese spanische Manier, den Hof zu machen, allmählig an zu langweilen. Fensterparaden waren für den Anfang recht gut, auf die Dauer jedoch er-mühdend und fruchtlos. Daß Espérance ihn liebte, wenigstens das liebte, was sie für Paul Hammer hielt, war ihm so gut wie verbrieft und verriegelt; deswegen brauch' er sich nicht länger zu bemühen. Es handelte sich jetzt nur um das Hinein-kommen ins Haus.

Als er von Rudolph's Ankunft hörte, ging er seinen jungen Kameraden geradezu darum an, eine Bekanntschaft zwischen ihm und dem jungen Menschen zu vermitteln. Der Oberleutnant schlug es rund ab. „Wenn ein Kamerad mir gesteht, daß er sich erkränken will, so helf' ich ihm nicht dazu, indem ich ihn ins Wasser stoße, wo es am tiefsten ist,“ er-kläarte diese Personifikation jugendlicher Weisheit in Infan-terienuniform. Wäre der Hauptmann nicht Paul Hammer ge-wesen, es hätte Streit geben können, aber als Paul Hammer, d. h. als die phlegmatische Vernunft selbst, war der Haupt-mann viel zu gerecht, um sich mit einem Kameraden zu streiten, weil der es etwas allzugut mit ihm meinte. Zugleich indessen war er viel zu eigenständig, um dieser guten Meinung zu folgen. Im Gegentheil, er suchte unter seinen Bekannten so lange herum, bis er einen traf, der Nichts dagegen hatte, ihn mit Rudolph zusammenzubringen. Als das erreicht war, hatte der Hauptmann eben Nichts erreicht, als die Bekannt-schaft mit einem sehr schwerfälligen und langweiligen jungen Butterhändler von neuester Façon. Rudolph verstand keine von den Anspielungen des Hauptmanns. Die Erkundigungen nach seinen Damen beantwortete er buchstäblich. Ein Mal hatte die Mutter Kopfschmerzen, ein anderes Mal hatte die Schwester sich etwas erkältet, mehr erfuhr der Hauptmann nicht. Auf ein discretes Lob der Schwester nickte Rudolph gelassen mit dem Kopfe, und damit war es abermals aus. „Ich hätt' Dir's vorher sagen können, daß der Mensch Dich nicht bei seiner Mutter aufführen würde,“ sprach der weise Oberleutnant; „die fragen Nichts nach armen Teufeln, wie Du bist — die wollen mit ihrer schönen Speranza höher hinaus.“

„Wenn Du's vorher gewußt hast, was hast Du Dich ge-weigert, mich mit dem Wengersky bekannt zu machen?“ frug der Hauptmann.

„Man kann nie zu vorsichtig sein,“ antwortete der Ober-leutnant.

„Ich werde doch nicht fortfahren dürfen, zu vorsichtig zu sein,“ war Paul Hammer's Ueberlegung. „Ich werde ein Mal Etwas wagen müssen, sonst komm' ich nie einen Schritt vorwärts.“ Er nahm sich vor, gleich am nächsten Morgen Etwas zu wagen, und da er so lange gezdert, ging er jetzt um so rascher zu Werke und wagte lieber gleich Alles. Das sprichwörtliche Glück der Kühnen begünstigte ihn: Espérance war auf dem offenen Mittelbalkon, und die große Thür des Palastes stand halb offen. Mit drei Schritten war der Haupt-mann drinnen; eine Alte, welche den Hausflur segte, rief den Herrn an, wohin er gehe? Von den ersten Stufen der Treppe aus warf er ihr den Namen der Baronin zu: „war sie zu Hause?“ — Nein, ausgegangen, die Menega — Frau von Wengersky's dienstbarer Geist — auch aus, nur die Signora Speranza da — „steigen Sie hinauf, steigen Sie nur hinauf — gleich zur Rechten,“ lachte und nickte die Alte, die mit dem unterblichen weiblichen Instinkt trotz ihrer siebenzig Jahre die Sache gleich begriffen hatte. „Grazie, Signora!“ rief der Hauptmann, der bei dieser Gelegenheit ein Uebrigtes an Höflichkeit that. Und jetzt war er oben, pochte, wartete kein Herein ab, sondern machte so entschlossen, als ging es zum Sturm, die Thür zu dem großen Saale auf, welcher die Mitte des Stockwerkes einnahm. Er war auf venetianische Weise, d. h. so gut wie gar nicht möblirt. An jeden von den beiden langen Wänden ein Spiegel über einem Marmorisch, zwei lange, schmale, scharlachüberzogene Sopha's, zwei Seitenthüren und neben diesen in jeder Ecke ein Sessel — an dem einen Ende die Hauptthür, an dem

andern eine Balkonthür und zwei Fenster, der ganze übrige Raum frei — das war die Bühne für die bevorstehende Liebes-scene. Die Spieler in derselben befanden sich vorläufig noch an den beiden Enden, der Hauptmann einige Schritte von der Thür, Espérance oben. Das Stück Campo, welches die geöffnete Balkonthür sehen ließ, bildete einen farbigen Hintergrund für ihre hohe, schlanke Gestalt in dem hellen Sommerkleide, welches in der Entfernung weiß aussah. Espérance selbst erschien in der venetianischen Umgebung wie eine Fremde, die noch nicht heimisch geworden. Arme, wo war sie eigentlich nicht eine Fremde? Auf der hohen Burg hatte sie sich eingewohnt, hatte Wurzel gefaßt mit dem Herzen, aber daheim, wie man's im Vaterlande ist, war sie auch dort nicht gewesen. Sie hatte nur ein Geburtsland, kein Vater-land, auch nicht ein Mutterland, selbst keine Muttersprache, in keinem Sinne eine Heimath. Die konnte sie nur an dem treuen Herzen eines starken edlen Mannes finden. Stand der jetzt vor ihr, d. h. unten an der Thür? Espérance glaubte daran; gleichsam getragen von andächtigen Wahn glitt sie mit ihrem rhythmischen Schritt auf den Heimathbringer zu, der ihr seinerseits militärisch entgegenschritt. Die Wahrheit zu sagen: der arme Hauptmann wußte nicht recht wo aus, wo ein in diesem unglücklichen Saale, in welchen er sich so waghalsig gestürzt hatte. Zwar kannte er eine Menge Tiraden aus „Theaterstücken“ auswendig, sie hatten auch bis jetzt in ähnlichen Fällen immer ausgereicht — er war nie um Munition verlegen gewesen; aber dieser in überirdischer Beklärung leuchtenden Erscheinung gegenüber, die näher und näher auf ihn zuglitt — wenig fehlte, so hätte der brave Paul kehrt gemacht. Indessen man ist doch nicht umsonst Kaiserlich Königlich österrreichischer Hauptmann. Der gegenwärtige Haupt-mann faßte sich einen gewaltigen Muth, eilte die noch übrigen zehn Schritte auf Espérance los und — küßte die Hand.

Espérance glühte, lächelte, weinte und zitterte. Ihr war noch nie so die Hand geküßt worden. Nach einigen Sekunden, deren sie bedurfte, um sich zu fassen, lud sie den geliebten Besuch zum Platznehmen ein, und Beide ließen sich, unbequem genug, auf einem der harten scharlachrothen Sopha's nieder.

Dann blickte die schöne Speranza, noch immer durch flüssige Diamanten aus ihren saphirnen Augen lächelnd, den Hauptmann an und sagte halb vorwurfsvoll: „Sie sind doch gekommen.“

„Haben Sie mich früher erwartet, Baronin?“ fragte Paul Hammer, und Espérance antwortete thöricht und ehrlich mit Ja.

„O Baronin —“, rief der Hauptmann, und nun war er geborgen. „O Baronin!“ ist ein gutes Stichwort; hat man das erst, so folgt das Uebrige von selbst. „O Baronin, Gräfin, Fürstin, Fräulein —“ Alles ist äußerst brauchbar auf der Bühne, und der Hauptmann hatte das Bewußtsein, daß er eben die Rolle eines ersten Liebhabers spiele. Ein Mal mit „o Baronin!“ in Zug gekommen, löste der Hauptmann seine Aufgabe auf das glänzendste. Besonders für einen solchen Neuling von Zuhörern. Thatsachen und Tiraden wechselten ab, und Espérance erfuhr Alles, was ihr zu wissen nöthig war, seine Gefühle und seine Verjuche. Als sie sprach, war es, um ihm zu sagen, was wir bereits von ihr gesagt. Wie sie haltlos und hilflos sei, ganz einsam, trotz ihrer Familie verwaist, trotz der noch lebenden Mutter — wie sie nur in der Liebe eines edlen Mannes eine Zuflucht finden könne, und wie dieser edle Mann —

„Espérance! Ma fille!“

Der Blick hatte zwischen Beide geschlagen.

„Monsieur.“

Frau von Wengersky stand wenige Schritte von ihnen, die beleidigte Muttermajestät in Person. Man muß eingestehen, daß es für eine Mutter nicht eben erfreulich ist, wenn sie nach Hause kommt, ihre Tochter tête-à-tête mit einem Infanteriehauptmann zu finden, welchen das Mädchen ein einziges Mal gesehen hat. Auch bebte die schöne Speranza durch und durch, als die Mutter ihren Blick fest und streng auf ihr haften ließ. Der unglückliche Paul Hammer spielte statt des ersten Liebhabers auf ein Mal die Frau Lot's und zwar mit überraschender Meisterschaft.

„Monsieur, darf ich fragen, was uns die Ehre Ihres Besuches verschafft,“ wandte jetzt die Französin sich an ihn.

Paul Hammer stand noch immer salzfäulenhaft, nur ein schwaches Murren deutete an, daß er wenigstens die Stimme behalten.

Frau von Wengersky verstand ihn nicht, errieth ihn aber. „Ah — Sie verstehen nichts Französisch?“ fragte sie in ihrem mühsam buchstabirten Deutsch. Die Barbarenmund-art sprechen zu lernen waren dreizehn Jahre für sie doch nicht hinreichend gewesen.

Paul stotterte, daß er bedauere, daß er — früher wohl, aber jetzt — lange aus der Schule. Die Französin zuckte die Achseln; in ihrer geringschätigen Miene war deutlich zu lesen: „wie kann man einem Manne ein Rendez-vous be-willigen, der kein Französisch versteht!“ Dann sagte sie mit demselben Ausdruck zu Espérance: „nun wohl, meine Tochter, da Monsieur nicht zu sprechen weiß, so ist es an Ihnen. Ich warte, was haben Sie mir zu sagen?“

Sie kreuzte den Saal, um sich auf das gegenüberstehende Sopha zu setzen. Espérance folgte der Mutter wie eine vor Gericht Geforderte; Paul blieb vor dem Sopha stehen, von welchem er bei dem Erscheinen der Französin aufgesprungen war. Die kleine ältliche Frau imponirte ihm „ungeheuer“. Wir verrathen in seinem Namen, daß er sich „wer weiß wie weit wegwünschte“.

Espérance fühlte sich nicht müthiger. So ungezogen trotz sie sich bisweilen gegen die Mutter auflehnte, heute war sie zerknirsch. Die Mutter hatte so furchtbar Recht und Espérance so elend Unrecht. Sie fand keine Stimme und keine Worte zu ihrer Vertheidigung. Frau von Wengersky war zufrieden mit dem Eindruck, welchen sie hervorgebracht hatte und wiederholte etwas milder: „ich warte, meine Tochter.“

„Maman, es ist das erste Mal —“, ließ Espérance sich endlich mit schwachem weinerlichen Tone vernehmen.

„Das hoff' ich,“ sagte Frau von Wengersky mit Nach-druck, „wenigstens wird es das letzte Mal sein. Und was führt Monsieur hierher?“

„Liebe zu mir,“ antwortete Espérance mit der Grandezza und dem Lakonismus, durch welche sie schon als Kind einen immer im Zweifel erhielt, ob man über sie lachen oder sie bewundern sollte.

„Liebe zu Ihnen — das ist sehr schön. Sehr romanest, nachdem er Sie nur ein Mal gesehen.“

„O nein, Maman,“ verschnappte sich Espérance.

„Ach, er hat Sie öfter gesehen, Mademoiselle?“ rief die Französin, gleich wieder scharf und streng.

„Am — am Fenster,“ bekannte Espérance zögernd.

„Während er unten auf dem Plage war?“

„Ja, Maman.“

„Nun, das ist wenigstens unschuldig, wenn es auch nicht viel zu einer nähern Bekanntschaft hilft. Gesehen haben Sie nicht mit ihm?“

„Nur damals auf der Piazza und heute in dieser Stunde.“

„Er hat Ihnen doch wohl die Ehre angethan, mit Ihnen von Heirath zu sprechen?“

„Maman fragt, ob Sie mich zu heirathen wünschen?“

sagte das Mädchen, sich mit lächelnder Zuversicht zu ihrem Auheter wendend.

Paul fuhr auf, wie von einer Feder emporgeschleudert, legte die Hand auf das Herz und antwortete hastig: „Es würde mein höchstes Glück sein.“

„Lassen Sie, ich habe verstanden,“ sagte Frau von Wengersky abwehrend, als Espérance seine Antwort verdolmetzchen wollte.

„Vermögen hat Monsieur aber wohl nicht?“

„Vermögen haben Sie wohl nicht?“ wiederholte Espérance, dieses Mal als ein etwas schüchternes Echo, die Frage der Mutter.

„Vermögen nicht, nur meinen Gehalt und meine Aussichten auf Avancement,“ versetzte der Hauptmann, aus der Noth eine Tugend machend, mit vollkommener Offenheit.

„Das Erbtbeil, welches mir einst mein Vater hinterläßt, kann nur durch seinen Tod an mich fallen, und das, oh, das möge so spät wie möglich sein!“

Das Gefühl war echt, die Ausdrucksweise theatralisch — Paul war zu alltäglich, um einfach sein zu können.

Judeffen die Französin störte das Theatralische nicht, im Gegentheil, es war ihr analog.

„Das heißt als ein guter Sohn sprechen,“ sagte sie langsam auf Deutsch, stand auf und trat zu Paul, der eine dienstliche Haltung annahm, als ob er vor einem Vorgesetzten stände.

„Mein Herr,“ rebete sie ihn an, „Sie sehen selbst, daß ich mich nicht gleich bestimmen kann.“

„Ich soll nachdenken, ich soll meine Tochter befragen. Ich soll auch Erkundigungen über Sie nehmen.“

„Alles das wird einige Tage nehmen“ — wollen Sie Sonntag um acht Uhr kommen, um den Thee mit uns zu nehmen?“

Paul verbogte sich.

„Dann werde ich meinen Entschluß genommen haben und Sie werden ihn wissen,“ fuhr sie fort.

Paul's ehrfurchtsvolles Zuhören stimmte sie offenbar günstiger, als Anfangs zu hoffen gewesen war.

Sie betrachtete ihn nicht unfreundlich und fügte hinzu: „Wenn ich sehe, daß meine Tochter wirklich Neigung für Sie, genommen hat,“

„sind Sie wieder an und wollte fortfahren, aber der gute Paul fiel aus der Rolle und ihr in die Rede.“

„O, dessen bin ich sicher!“ rief er und fragte, sich an Espérance wendend, mit lächelnder Selbstgewißheit: „Nicht wahr, Baronin, Sie lieben mich?“

„Mehr, als mein Leben!“ hauchte Espérance.

„Ma fille, une demoiselle doit être de marbre,“ sprach Frau von Wengersky würdevoll.

Und sie hatte vollkommen Recht; Espérance hätte mit etwas mehr Kühle dem Hauptmann viel angemessener gegenüber gestanden, aber wenn das Mädchen nun nicht kühl bleiben konnte?

Wenn Jugend, Jahreszeit und Empfindung sie durch und durch zu einer Seelenflamme angefaßt hatten? Die Mutter sah, daß hier nur Etwas übrig blieb: dem Auftritt ein Ende zu machen.

Den Kopf leicht neigend, sagte sie: „Ich grüße Sie, mein Herr.“

Paul fühlte sich entlassen, stotterte, verstummte, grüßte und verschwand.

Espérance aber hörte an diesem Morgen einen „Sermon“, wie sie noch keinen gehört, und es kann nicht bestritten werden, daß unser Fräulein ihn reichlich verdient hatte.

(Fortsetzung folgt.)

### Unsere Illustrationen.

Die heutige Nummer enthält zwei Holzschnitte nach Originalzeichnungen der jungen, aber schon rühmlich bekannten Künstler von der Beck und C. M. Seippel. Was die „Charakterköpfe“ aus dem Zeichenbuch des letzteren anbelangt, so bilden sie allerdings keine Gallerie durchgeführter Lebenswahrheit, daß wir keiner Erläuterung, kaum der Unterschriften bedürfen, um zu wissen, wie in jedem einzelnen dieser Köpfe sich die Welt spiegelt. Ja, sie sind bei allem Humor, den der Künstler von seinem Theil dazu gegeben, so echt, daß nur ein zweiter Jeremias Gotthelf den Wettstreit der Feder mit dem Zeichengriffel wagen dürfte, ohne Gefahr, aus der Wahrheit nur Dichtung zu machen. Dagegen läßt das Bildchen auf der ersten Seite mannißfacher Aus- und Unterlegung zu. Der kleine Philosoph, der vor lauter Nachdenken eine Fühlstellung annimmt, welche durchaus nicht an die unbewusste Grazie der Knibheit erinnert, wird er sich im Lauf der Jahre zur stoischen oder epikuräischen Schule bekennen? Dem runden, schon so wohlgepolsterten Gesichtchen nach möchten wir fast das letztere annehmen, wollen uns aber lieber der garteren Auslegung unseres Mitarbeiters Victor Wlitzgen unterwerfen, den das Bild zu folgendem sinnigen Gedicht anregte:

Da steht der kleine Philosoph,  
Den Kopf schon voll Gedanken,  
Dran sind die beiden Falter schuld,  
Die ihm zu Häupten schwanken.

Sie schweben leicht und grüßen sich  
Und haben sich viel zu sagen.  
Die Flügel schimmern im Morgenglanz —  
Ihn quälen schwere Fragen.

„Wie kommt's, daß wir nur gehn und stehn,  
Die aber dürfen fliegen?“  
Sie sind so klein und haben doch  
Viel mehr, als wir Vergnügen.

„Ja, hätt' ich Flügel so wie die,  
Das gäb' ein schönes Mädchen;  
Dann pflückt' ich leicht die Äpfel ab  
Wenn ich mal wollte naschen.“ —

„Die Mutter spricht: wer Engel wird  
Der kommt zu Gott geflogen;  
Wir wachsen auch zwei Flügel dann,  
Bunt wie der Regenbogen.“

„Doch warum müssen wir warten nur,  
Bis daß wir Engel werden?“  
Und warum sind die Leute nicht  
Schon Engel auf der Erde?“

Die Falter flattern eilig fort;  
Ein Auge hängt im Blauen,  
Ihn dünkt, als wäre fern, ganz fern  
Ein Schwingenpaar zu schauen.

### Frauenjagen aus dem Elsaß. \*)

Von Fedor von Köppen.

Wer hätte, wenn ihm der Name Zavern oder Saverne genannt würde, nicht an Schiller's „Gang nach dem Eisenhammer“, an die Gräfin von Saverne und ihren frommen Knappen Fridolin gedacht und nicht mit Interesse vernommen, daß die Stätte, wo die rohen Knechte mit den bekannten Worten grinsend auf den feurigen Ofenschlund wiesen, nicht weit von dem genannten Orte zwischen dem Kirchlein Reinhardsmünster und der sogenannten Champagnermühle liegt! Wem wäre nicht das liebliche Märchen von dem Riesenträulein in den Sinn gekommen, welche von Burg Nideck, der Felsenburg ihres Vaters hoch über der Breusch, neugierig hinabschreitet in das freundliche Thal der Menschen bei Haslach, dort behend ihr Schürzlein ausbreitet und Alles, was sie auf dem Felde bei der Arbeit findet, Bauern, Pflug und Köhlein, als artig Spielzeug in ihrer Schürze mitnimmt, um es daheim vor ihrem Vater auf dem Tische aufzubauen, von diesem aber mit ernsthaftem Worte bedeutet wird:

„Dad Alles sachte wieder in  
Ihn drabs ans nemt' Flügel hin,  
Wo das genumme heft.  
Bunt nit der Baur sin Ackerfeld,  
So sehts bi uns an Brot und Geld  
In unserm Felsenst!“

Je tiefer wir hineinschreiten in den Elsaßer Sagenwald, desto mehr fühlen wir uns vor ihm angelockt und angeheimelt. Es sind dieselben Sagen, die schon in der Heimath um uns geklungen haben und die uns hier in etwas verändertem Gewande wieder begegnen. Bald sind es die alten Götter und Göttinnen, welche unter dem Volke, das sich auch nach der Einführung des Christenthums von seinen heidnischen Ueberlieferungen nicht völlig loszusagen vermochte, noch unter irgend einer Gestalt fortleben; bald ist es des Volkes innerstes Empfinden in seiner Liebe und seinem Haß, seiner Tapferkeit und Treue, welches in den verschiedensten Tönen der Volkslage anklingt; bald endlich haben geschichtliche Begebenheiten im Munde des Volkes mit der Zeit eine Gestalt angenommen, in welcher sie seiner Auffassung und Denkweise am meisten entsprechen und daher den Volkscharakter am treuesten spiegeln. Insbesondere ist es die Frauenwelt, welche in den Sagen des Elsaß eine Rolle spielt, und auch dieser Umstand spricht für die echtdeutsche Abstammung und den deutschen Kern des elsässischen Volksthum's.

Die Züge der altgermanischen Götter- und Erdenmutter Freya oder Bertha sind in späterer Zeit auf die lichtglänzende Frau Bertha übertragen worden, welche als Schützerin des häuslichen Herdes lohnend und strafend die Wohlthaten der Menschen durchwandert und Ehre und Tugend der braven Frauen in ihre Obhut nimmt. Auch der Rindlein nimmt sie sich gern an. Im Elsaß ist es nicht der Storch, welcher die Eigenschaft hat, die Kinder zu bringen, sondern unter dem Straßburger Münster liegt ein heiliger Quell, der „Rindbrunn“, aus welchem die Neugeborenen geholt werden und in welchen die ingetauft sterbenden Kinder wieder zurückkehren. Durch den Brunnen gelangt man in Frau Bertha's prächtige Wohnung. Die Verwandtschaft zwischen Frau Bertha und Frau Holle, welche in Mittel- und Norddeutschland ihre Heimath hat, ist einleuchtend. Sowie man in Thüringen beim Fallen der ersten Schneeflocken sagt: „Frau Holle macht ihr Bett“, so singt die elsässische Mutter: „Die Englein haben's Bett gemacht, die Federn fliegen runter!“

Als nach der Einführung des Christenthums mit den alten Göttern und Göttinnen gebrochen werden mußte, da verlor die mütterliche Göttin ihr Ansehen und ihren Lichtglanz an die Mutter Gottes, die Jungfrau Maria. Frau Bertha aber ward zornig, daß man ihr den Dienst künbte, und nahm seit der Zeit ein unheimliches, gespenstisches Wesen an. Als altes Weib klopft sie Nachts an die Fenster der Spinnstuben und zerfört den Mägden, welche sie um ihre alte Festzeit — um Frohnfasten, kurz vor Weihnacht — spinnend findet, ihre Arbeit oder sie stürzt den Wäscherinnen am Brunnen die Zuber un.

Ein Nachklang der lichtehehren Göttin ging auf die weißen Frauen über, welche bei Mondenschein von alten Burgrümmern herabsteigen, auf bemoostem Gestein am Waldbach sich niederlassen und die weißen Arme ausrecken. Zu weilen winten sie dem Wanderer und gesellen sich dem einsamen Hirten; aber es ist nicht gerathen, ihnen zu folgen, denn bei altem Klostersgemäuer verschwindet oft plötzlich ihre Lichtgestalt und statt ihrer gewahrt man eine häßliche blig-ängige Kröte, aus der Steinritze hervorkriechend. Auch zu dreien sieht man die weißen Frauen mitunter spinnend auf dem Speicher eines unbewohnten Hauses sitzen, den Schicksalschwestern vergleichbar, welche den Lebensfaden des Menschen spinnen.

Wie die oberste Göttin und Gemahlin Wodan's, so haben auch seine Begleiterinnen, die wildschönen Schlachtjungfrauen oder Walküren, ihre Gestalt geändert. Wer sollte in jenem Volkenritte, welchen Wodan mit seinen waffenblutenden Schlachtjungfrauen klingenden Hufes durch die brausenden Lüfte vollführte, noch das Urbild der Hexenscharen erkennen, welche alljährlich auf Gabeln und Besenstielen nach dem Baffberg, dem Brocken des Elsaß, stattfinden. An Stelle des Glaubens an jene Botinnen mit Schwanensflügeln, welche mit Wodan das Schicksal der Männergeschlachten lenken und die Seelen der gefallenen Helden von der Wahlstatt nach der Walhalla hinauftragen, trat der häßliche Aberglaube von Hexen, welche durch ihre heidnischen oder Teufelskünste alles Uebel auf der Welt, Mißernten, Hagelschläge und Seuchen, verschulden und durch ihren „bösen Blick“ sogar das unschuldige Kind in der Wiege bezauern sollten. Die Hexentürme in Ensisheim, Schlettstadt, Kolmar und anderen Orten erinnern noch an den finsternen Aberglauben, welchem im Mittelalter so viele unschuldige Geschöpfe durch Gefangenschaft, Folterqualen und Feuerod zum Opfer fielen.

Zu eine weit ältere, die vorgermanische oder keltische Zeit, weist der Feenglaube zurück, von dem sich ebenfalls hier

und da im Elsaß Spuren erhalten haben. Auf den kahlen Berggruppen der Wasgenberge, wo dereinst die jungfräulichen Priesterinnen der Druiden ihren geheimnißvollen Gottesdienst übten, sieht man bei nächtllicher Weile weiße Feengestalten um blutige Opfersteine den Reigen tanzen, der gewöhnlich durch die Ankunft eines mit feurigen Rossen bespannten Wagens unterbrochen wird.

Lieblicher klingen die Sagen, welche sich auf den Umgang der Menschen mit den im Innern der Natur schaffenden Geistern, den Zwergen oder Erdmännlein, beziehen; nur schade, daß Neugier und Abergwitz der undankbaren Menschen oft eine Lösung dieses freundlichen Verhältnisses herbeiführen, denn die Zwerge lieben es nicht, in ihrem geschäftigen Treiben belästigt zu werden, und fliehen bei unerbittlicher Störung meistens für immer in ihre Erdwinkel zurück. Mitunter sind es auch andere Beweggründe — gekränkte Eitelkeit oder unglückliche Liebe — die sie zur Einföhlung ihres menschenfreundlichen Thuns veranlassen. Bei dem Städtchen Mariafisch, welches ein freundliches Seitenthal der Ill nach der französisch-lothringischen Grenze hin abschließt, wohnte ein Zwergkönig in verborgener Halle und zeigte den fleißigen Thalbewohnern gern die Pforten, die zu seinen unterirdischen Schätzen hinabführten. Einst erfreute ihn der Anblick einer schönen Bergmannstochter so sehr, daß er sie um ihre Liebe bat. Aber das muthwillige Mädchen wies den Antrag des liebenden Zwerges mit Lachen zurück. Seit der Stunde verschloß der Zwerg die reichen Erzgänge der Berge. Er selbst zeigte sich nur noch einmal, um der Jungfrau eine große silberne Rose zu überreichen, und verschwand dann für immer. Die Rose soll noch lange in der Familie geblieben sein und durch Oeffnen oder Schließen ihrer Blätter Glück oder Unglück verkündet haben.

Viele Ueberlieferungen von geschichtlichen Begebenheiten, die sich an bestimmte Orte im Elsaß knüpfen, haben sich erst im Laufe der Zeit in das Gewand der Sage gehüllt. Auch das Elsaß hat seine Weiberken und seine Toggenburg-Romanze.

Als das verrufene Raubnest Herrn Walter von Geroldseck's, Burg Schwanau bei Erstein, nach langer Belagerung durch die verbündeten Städte sich ergeben mußte (1333), da ward der Gemahlin Walter's von den Siegern die Vergünstigung zugesprochen, frei abziehen und das mitnehmen zu dürfen, was zu ihrem Leibe gehörte und was sie über die Fallbrücken tragen konnte. Da nahm die gute Frau von Geroldseck — so erzählt die Chronik — ihren alten Herrn und Gemahl auf den Rücken und einen jungen Sohn auf den Arm und trug sie über die Fallbrücken; denn sie gedachte, der Allmächtige habe ihr als einer bekümmerten und betrübten Frau Glück und Stärke verliehen, um solches zu vollbringen. Das Kriegsvolk der Städte wollte der Frau das nicht zugeben, weil die Unterhandlung sich nicht auf Personen, sondern nur auf Geld, Kleinodien und andere fahrende Habe erstreckt habe; aber die vom Stadadel, insbesondere von Straßburg und Basel, welche den Vertrag besiegelt und beschworen hatten, schämten sich, daß von den ungeschickten Bauern darin gegrübelt und gesucht werden sollte. Darum nahmen sie sich der Sache so an, daß der üblichen frommen Frau die Leidigung (Vertrag) gehalten wurde. Dieselbe ward sammt ihrem alten Herrn und ihrem jungen Sohne unter Geleit über den Rhein in die Herrschaft Geroldseck geführt, und von diesem jungen Herrn sollen die nachfolgenden Herren von Geroldseck alle abstammen.

Der Schauplay der Elsaßer Toggenburg-Romanze befindet sich in der Nähe von Kaisersberg. Im einsamen, schattigen Tannengrunde liegen dort die Trümmer des Klosters Alspach, ähnlich jenem in der Schweiz, welches „aus der Mitte düstrier Linden sah“. Ein junger Ritter hatte der Geliebten beim Abschiede gesagt, daß er binnen drei Monaten mit der Einwilligung seiner Eltern zu ihrer Heirath zurückkehren würde oder daß sie ihn, wenn diese Zeit verstriche, ohne daß er wiederköhre, für todt halten möge. Die Zeit verstrich, der Ritter wurde aufgehalten, und seine Boten fing ein Nebenbuhler auf. Als er endlich kam, hatte die verzweifelte Braut jeben den Schleier gewählt und war in jenes Kloster zu Alspach aufgenommen worden. Da vertauschte der Jüngling seine blanke Rüstung mit dem härenen Gewande und baute sich im Walde, nahe dem Kloster, eine Einsiedelei „zum heiligen Johannes“. Wenn die Gefänge der frommen Schwestern aus dem Thal ertönten, saß er auf einem vorragenden Felsen und lauschte, ob er nicht die liebe Stimme darunter erkennen möchte, und wenn die Klostersglocken im Thale zum Gebet riefen, antwortete sein Glöcklein aus dem Walde. Eines Tages aber blieb der Felsvorsprung leer, und das Glöcklein im Walde gab keine Antwort, — „nach dem Fenster noch das bleiche, stille Antlig sah“.

Im Allgemeinen ist weniger klösterliches Entfagen, als entschlossener Wille und streitbarer Muth den Frauen des Elsaß als das Erbtbeil ihrer germanischen Mütter, zu eigen geblieben. Die Erscheinungen von kriegerischen Frauen kehren in der Geschichte und Sage des Elsaß öfters wieder. Als der Dauphin Ludwig im Jahre 1443 mit seinen Armagnacs oder „Armen Geden“, wie der Volkswitz dieses prahlerische Raubgesindel taufte, das Elsaß durchzog, um die Schweizer zu bekämpfen, und bei dieser Gelegenheit zugleich die Absicht aussprach, die natürliche, aber leider seit Jahren entwendete Grenze Frankreichs wiederherzustellen, da rüsteten sich nicht allein die Männer, um die Heuschreckenplage los zu werden, sondern an vielen Orten thaten auch die Frauen den Harnisch an und traten in Reih' und Glied der Männer, um den Feind durch die Zahl zu täuschen, und wenn sie Sonntags in die Kirche gingen, sangen sie Kriegslieder. In Gebweiler rettete ein wackeres Weib, Namens Bridt (Brigitte) Schidchin, durch ihre Entschlossenheit die Stadt vor dem Ueberfall dieser Raubhorden. Sie hatte nämlich entdeckt, daß die feindlichen Kriegsknechte in der Nacht Leitern an die Ringmauern legten und sich anschickten, dieselben zu ersteigen; da entzündete sie das Stroh, das auf den Wällen lag, und warf es mit großem Geschrei über die Mauern hinab in den Stadtgraben, so daß Furcht und Schrecken unter die Feinde kam und daß sie ihren Ueberfall aufgaben.

Ein leuchtendes Beispiel von Heroismus gaben die Frauen von Ruffach im Anfange des zwölften Jahrhunderts's. Als Kaiser Heinrich V. (im Jahre 1106) mit seinem Gefolge sein Einlager in der Stadt hielt, begegnete der kaiserliche Schloßvogt mit Ungebühr einer schönen Bürgers-

\*) Man vergleiche: „Frauenbilder aus dem Elsaß“ von demselben Verfasser, Bazar 1875, Seite 264 und 282.  
\*\*) So Frau Charlotte Engelhardt, geb. Schweighäuser, welche zugleich die Aufferinderin dieser Sage ist; nach ihr wurde derselbe Sagenstoff von Chamisso, Rückert, Streckfuß u. A. dichterisch behandelt.

# Charakterköpfe

aus dem Skizzenbuche  
von  
A. M. Seippel.



Der Karten-Matador.



Bauer aus dem Schwarzwalde.



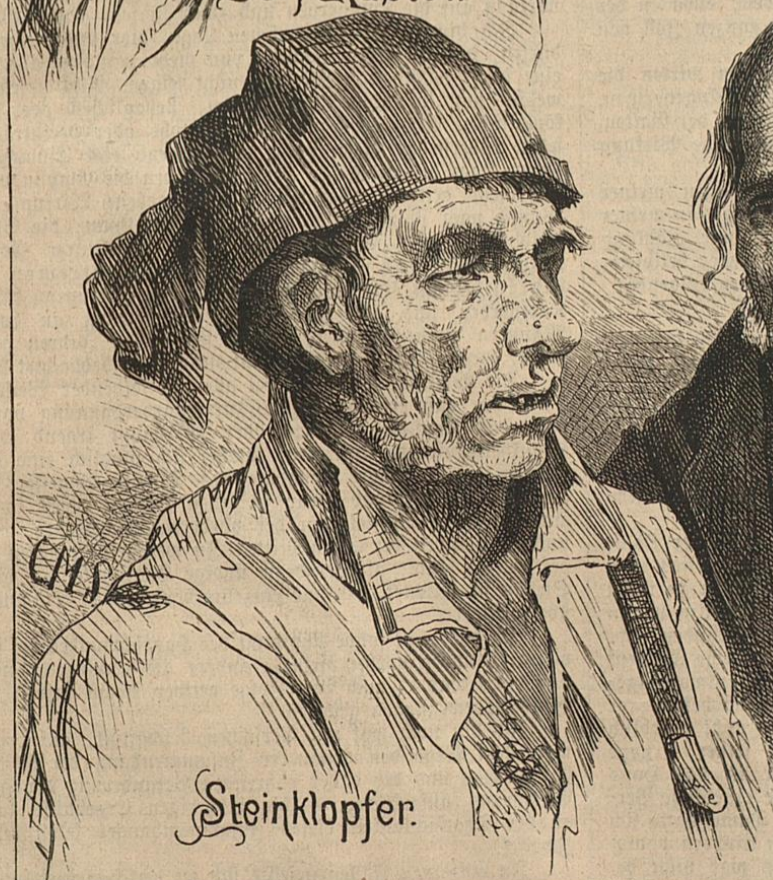
Dorf-Schulze.



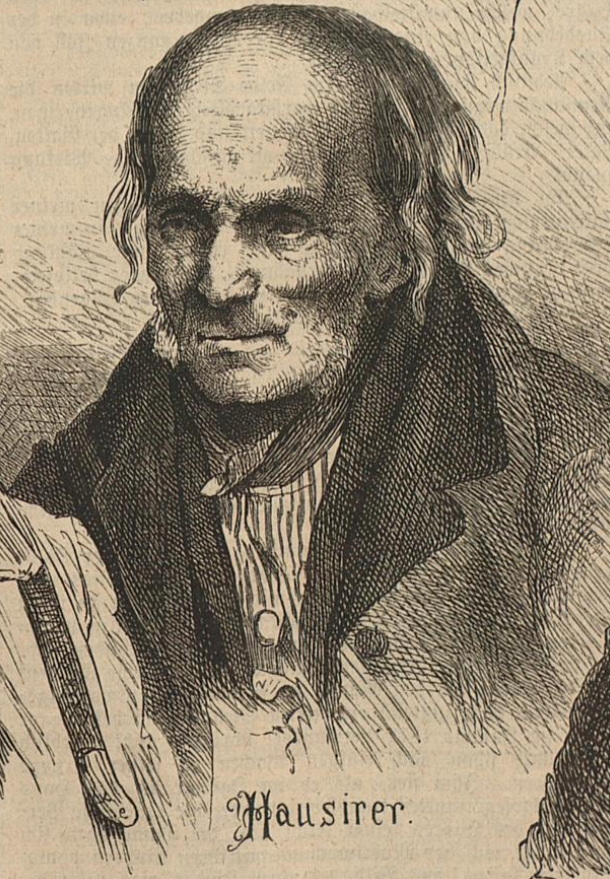
Dorf-Küster.



Zigeuner-Hauptmann.



Steinklopfer.



Mausirer.



Kirchen-Collecteur.

tochter und ließ dieselbe, als sie am Ostermorgen an der Seite ihrer Mutter nach der Kirche ging, ergreifen und gewaltsam aufs Schloß bringen. Die verzweifelte Mutter rief die Bürger zur Hilfe, diese aber wagten nichts gegen das bewaffnete Gefolge des Kaisers. Da wandte sie sich an die Frauen und beschwor sie bei der Liebe zu ihren eigenen Töchtern, ihr zur Abwehr der Schmach beizustehen. Die Frauen griffen zu den Waffen, drangen ins Schloß und wurden vor Horn eitel Mann. Sie schlugen die Wachen nieder und befreiten die Jungfrau. Da schämten sich die Männer, daß die Frauen es ihnen zuvorgethan, und erhoben sich gleichfalls gegen die kaiserliche Besatzung, welche der Kaiser zum Schutze seines Vogtes hatte aufbieten lassen. Viele von den Kaiserlichen erlagen unter den Streichen der Bürger. Kaiser Heinrich selbst entkam mit Mühe nach Kolmar, mußte aber Scepter, Krone und Mantel in den Händen der erzürnten Frauen zurücklassen, welche dieselben im Triumph nach der Kirche trugen und auf dem Altar der heiligen Jungfrau niederlegten. Seit dieser Zeit hatten die Frauen von Ruffach bei allen öffentlichen Feierlichkeiten und Aufzügen den Vortritt vor den Männern, und noch heutigen Tages findet dieser Vorrang seine Bestätigung darin, daß ihnen die Kirchenstühle zur Rechten des Altars eingeräumt sind.

Neben der festen Entschlossenheit ist auch ein gutes Theil netischen Muthwillens den Elsaßer Frauen eigen. Dafür spricht ein ergötzlicher Schwank, der von der Anwesenheit des Kaiser Sigismund in Straßburg erzählt wird. Als dieser während des Concils in Kostnitz verweilte, hatte er auch der getreuen Reichsstadt Straßburg einen Besuch zugebracht. Am Abend des 7. Juli 1414 fuhr der Kaiser, von zahlreichen Schiffen geleitet, durch die Rheingebirge unter Glockenklang in die Stadt. An der neuen Brücke stieg er zu Rosse und hielt mit glänzendem Gefolge bei Fadelbeleuchtung seinen Einzug durch die belebten Gassen. Vor dem Münster, dessen schlanke Thürmpyramide damals ihrer Vollendung entgegenging, war der Andrang des Volkes so groß, daß der Kaiser seinen Eintritt in denselben bis auf die späten Abendstunden verschob und sich sogleich nach seiner Herberge, dem Lohnherrnhof in der Braugasse, begab. Die Reichsstadt that ihr Bestes für seine glänzende Aufnahme und Bewirtung; auch schenkte sie ihm drei Fuder Weines und eine silberne Kanne. Obgleich in der Stadt noch der jahrhundertalte Zwist der beiden vornehmsten Geschlechter, der Mülheimen und Jorneren, währte, so waren doch Vorkehrungen getroffen, daß während der Anwesenheit des Kaisers der Stadtfriede nicht gefährdet werden konnte. An den Thoren und auf den Thürmen wurde strenge Wache gehalten, und auch in den Junfistuben lagen Gewaffnete. Einen Abend vergnügte sich Kaiser Sigismund mit Gelage und Tanz in der Trintstube der Mülheimen; aber die Frauen der Jorneren wollten hinter jenen nicht zurückstehen und luden ihn für den folgenden Tag auf ihre Stube im Hohensteg zum Tanz. Der Kaiser nahm auch diese Einladung an, fügte aber scherzend hinzu, da er des Weges unkundig sei, so würden ihn die Frauen wohl abholen müssen. Die Frauen nahmen das Wort ernst, und in der Früh des folgenden Morgens erschienen sie wirklich in der Herberge, wo der Kaiser noch der Ruhe pflog. Da er aber ein „gar schimpflicher (scherzliebender) Herr“ war, so that er den Frauen gern ihren Willen und folgte ihnen nach dem Hohensteg. Als sie durch die Korberstraße (auch Kardewener- oder Schusterstraße) kamen, kauften sie ihm für 7 Kreuzer ein Paar Schuhe und zogen sie ihm an. Dann folgte ein lustiger Tanz auf dem Hohensteg. Zum Andenken hinterließ ihnen der Kaiser beim Abschiede einhundert- und fünfzig goldene Fingerringe. Die Frauen aber gaben ihm noch eine halbe Meile Wegs zu Schiffe das Geleit den Rhein hinab und hielten auf einer Rheininsel mit ihm das Abschiedsmahl. Als Wahrzeichen weist noch der Schnabelschuh, welcher sich auf einem Hause der Schusterstraße als Wetterfahne dreht, auf jenen Tanz des Kaisers hin.

Ob die gegenwärtige Frauenwelt dort noch von solchem fröhlichen Muthwillen erfüllt ist, darüber vermögen wir keine Auskunft zu geben. Dies aber wissen wir, daß, wie die Frauen des Elsaß überhaupt durch ihren Fleiß und häuslichen Sinn in ganz Frankreich berühmt waren, so insbesondere die Straßburgerinnen als Muster tüchtiger Hausfrauen galten und sich diesen Ruf bis in die neueste Zeit erhalten haben. Möchten sie auch heute noch des Sprüchleins gedenken, mit welchem Kaiser Sigismund ihren Vorfahrinnen die goldenen Fingerringe übergab und welches nach Adolph Stöber lautete:

Wie eure Finger golden  
Umfaßt jedweder Ring,  
Soll eure Söhn' umwinden  
Der Treue festes Band  
Und soll sie ewig binden  
Ans deutsche Vaterland!

### Ueber den Einfluß der Gemüthsbewegungen auf das Gedeihen des Kopshaares.

Von Dr. F. Pincus,  
Docent an der Universität zu Berlin.

Die häufigsten Ursachen des vorzeitigen Haarverlustes sind erbliche Anlage, Krankheiten der Kopfhaut in früher Jugend, frühe Reizung der Nerven.

Diese Schädlichkeiten treffen den Körper in der Kindheit oder der ersten Jugend und wenn die dadurch bedingten Krankheiten erst spät erkannt werden, so rührt dies daher, daß das erste Symptom des Haarleidens: die Verkümmern der Haare, sich bei der Männertracht gar nicht, bei der Frauen- tracht nicht früh bemerkbar macht; erst wenn das zweite Symptom des Leidens: die Verdünnung des einzelnen Haares und somit die Verdünnung des gesammten Haar- bodens (d. h. die scheinbare Verringerung der Haar-Menge) eintritt, wird der abnorme Zustand dem Auge des Laien deutlich.

Etwa bei einem Drittel der Fälle datiren die Ursachen der Erkrankung aus späterer Zeit (d. h. nach dem 25. Lebens- jahre). Es sind dies zum Theil Schädlichkeiten, welche nicht direct die Kopfhaut treffen, sondern zunächst das Gehirn und nun vom Gehirn aus erst rückläufig eine Reizung der Kopf- nerven veranlassen; darunter in erster Linie die Gemüths- bewegungen.

Die Erfahrungen der letzten sechs Jahre haben mir Gelegen- heit gegeben, in Bezug hierauf die Einwirkung zweier großer Gelegenheitsursachen zu prüfen: die des Krieges und die des Umschwunges der Vermögensverhältnisse.

Der böhmische und im noch höheren Grade der fran- zösische Krieg haben der erstere zu rascher vorübergehenden, der zweite zu tief und nachhaltig einwirkenden Erkrankungs- zuständen der Haupthaare Veranlassung gegeben.

Ein Theil der Offiziere und Soldaten beschuldigte in erster Linie das beständige Tragen des Helmes: ich kam diese Beschuldigung nur zum Theil für gerechtfertigt halten. Der Soldat ist im Friedenszustande an den Helm gewöhnt, der- selbe accommodirt sich der Form des Kopfes, ein ungewöhn- licher, erheblicher Druck findet nicht statt, nur eine für jeden Tag verlängerte Dauer des altgewohnten. Wesentlich frei- lich, als der Druck ist schon die längere Andauer der erhöhten Temperatur mit der hierdurch gesteigerten Schweißabsonderung und der begleitenden Gelegenheit zu Erkältungen. In einem Theil der Fälle war nach meiner Ansicht die Erkältung des Kopfes die alleinige Ursache des vorzeitigen Haarverlustes.

In einem höheren Grade nachtheilig waren diese Einflüsse (namentlich im französischen Kriege) den Militärs aus der Landwehr: sie waren an diese Kopfbedeckung nicht gewöhnt.

Allein im Ganzen, das wiederhole ich, darf der schäd- liche Einfluß der Kopfbedeckung nicht hoch veranschlagt werden; die zu den Stäben commandirten Offiziere litten in gleicher Weise und auf meine vielfachen Nachfragen bei österreichischen und italienischen Militär-Verzten (in deren Armeen ein Käppi die Kopfbedeckung bildet) erhielt ich die Antwort: sie hätten über die Einwirkung der Kriegs-Strapazen auf den Haar- wuchs dieselben Erfahrungen gemacht wie ich.

Der französische Krieg in seiner langen Dauer gab mir Gelegenheit, die früher von mir gezogenen Schlüsse an einer größeren Anzahl von Erkrankungsfällen zu prüfen und mein Endurtheil geht dahin, daß es hauptsächlich die Gemüths- bewegungen und der Mangel an Schlaf sind, welche feind- selig auf den Haarwuchs einwirken.

Ich habe versucht, die Gemüthsbewegungen, welche in Frage kommen, genauer festzustellen; es liegt in der Natur dieses Versuches, daß sein Ergebnis nicht exact, nicht mathe- matisch feststehend sein kann — ich darf vielmehr nur von einem Eindruck sprechen, den ich nach meinen eigenen Be- obachtungen im Kriege und nach den mir gewordenen Mit- theilungen bekommen habe.

Nach diesem Eindruck darf ich sagen, daß für das Haar nachtheilig die mehr activen Empfindungen waren: der Ehr- geiz und das Gefühl der Verantwortlichkeit, während die mehr passiven Gemüthsbewegungen (Gefühl der Entbehrung, Aerger, ästhetischer oder moralischer Ekel) keinen schädlichen Ein- fluß zeigten.

In hohem Grade nachtheilig waren jene Gemüthsbe- wegungen, sobald mit ihnen (wie ja so oft) ein unzureichender Schlaf verbunden war.

Die Art des auf diese Weise entstehenden Leidens war eine zweifache:

In der größeren Anzahl der Fälle handelte es sich um eine sehr rasch eintretende Haarverdünnung auf dem Vorder-, Mittel- und Oberkopfe; in der Form besteht in dem Haus- halt des Organismus die Einrichtung, daß für jedes aus- fallende Haar ein neues von gleichem Dickenumfang ge- bildet wird; bei der in Rede stehenden Krankheit tritt die Abnormität ein, daß sowohl das fortwachsende Haar als auch das an Stelle eines ausgefallenen neu sich bildende ziemlich plötzlich an seinem Dicken- Durchmesser Einbuße erfährt. Es tritt hierbei keineswegs ein erheblicher Anfall ein, aber die Ernährungsverhältnisse der Kopfhaut werden so verändert, daß die Summe der Querschnitte alle Haare dicht am Kopfe kleiner wird, als einige Zoll davon entfernt nach den Haar- spitzen hin.

In der kleineren Anzahl der Fälle bleibt der Ort der Haarverdünnung ein beschränkter; es handelt sich hierbei entweder um die Scheitelfläche oder um die Mitte der vorderen Haargrenze; hierbei bleiben indeß angenehmer Weise diejenigen Haare, welche unmittelbar die Stirn umgeben, etwa in der Ausdehnung von einem halben bis einem ganzen Zoll von dem Krankheitsproceß verschont.

Ähnlich wie bei den im Felde Stehenden wirken die Gemüthsbewegungen bei den zurückgebliebenen Angehörigen, auf welche das Bangen um Gesundheit und Leben der Gatten, Väter, Brüder, Bräutigame eine oft einschneidende Wirkung ausübt.

Am deutlichsten war mir dies bei denjenigen meiner Patientinnen, welche schon vor Ausbruch des Krieges in meiner Behandlung waren und welche eine regelmäßige Zählung ihres täglichen Haaransfalls vornahmen. Hier waren beispie- lweise bei einer Dame von 29 Jahren die Zahlen folgende:

Es gingen durchschnittlich täglich aus

im Monat	Februar	1870	78	Haare	über	6	Zoll	und	29	Haare	unter	6	Zoll
"	"	März	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"
"	"	April	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"
"	"	Mai	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"
"	"	Juni	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"

Um diese Zeit erklärte ich das Leiden für fast ganz ge- hoben; die Fälle des Haares glich derjenigen der besten Zeit und selbst der frühere Glanz (welcher am längsten zu zögern pflegt) hatte sich eingestellt.

Im Juli erfolgte die Mobilmachung; der Gatte der Dame verließ Berlin erst Ende des Monats, sie selbst blieb noch zwei Monate hier und ging dann mit ihren Kindern zu ihren Eltern auf das Land. Die Verhältnisse der Patientin waren in jeder Beziehung behaglich, ihr körperliches Befinden recht gut, das einzige in ihrem gesammten Sein ungünstige Element war die Sorge um den Mann, der in einer verantwortungs- reichen und doch zugleich exponirten Stellung sich befand; er wurde im Januar 1871 verwundet, übrigens nicht erheblich und konnte schon nach einigen Wochen zu seiner Truppe zurückkehren. Ihm fiel, als er im Januar in das Haus seiner Schwiegermutter transferirt wurde, die erhebliche Ver- änderung des Haares seiner Frau auf; die Dame hatte sich unmittelbar nach der Mobilmachung mit ihren Kindern photo- graphiren lassen, das Bild des einen Kindes war nicht be- sonders gerathen und es wurde im December eine neue Auf- nahme gemacht; die Vergleichung beider Photographien ergibt eine ganz sichtbare Verdünnung des vorderen Scheitels, wäh- rend die Dichte der Flechten völlig dieselbe geblieben war.

Die Dame hatte auf meine dringende Bitte die Haar- zählungen nicht unterbrochen, obwohl sie in der Zeit nur wenig Sinn dafür übrig behalten hatte.

Es gingen durchschnittlich täglich aus

im Monat	Juli	1870	78	Haare	über	6	Zoll	und	35	Haare	unter	6	Zoll
"	"	August	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"
"	"	September	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"
"	"	October	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"
"	"	November	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"
"	"	December	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"
"	"	Januar	1871	72	"	"	"	"	"	"	"	"	"
"	"	Februar	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"
"	"	März	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"
"	"	April	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"
"	"	Mai	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"

Diese Zahlen beweisen, daß keine nennenswerthe Stei- gerung des Ansfalls eingetreten war: es machte sich vielmehr die eingetretene Ernährungsstörung in der Weise geltend, daß das einzelne Haar nicht mehr in derselben Stärke gebil- det wurde wie vorher. Glücklicherweise gleicht sich eine solche Ernährungsstörung oft wieder vollständig aus (bei Frauen auch etwas häufiger, als bei Männern); Mitte des Jahres 1871 war die Wiederherstellung des Haares eine vollständige und ist es auch geblieben.

Unter meinen übrigen hierher gehörenden Patientinnen verdienen noch zwei besonders genannt zu werden: es waren 2 Schwestern, die ich nicht gesehen, sondern nur nach den Haarzählungen behandelt habe. Sie waren 25 und 27 Jahre alt, gesund und sehr elastischen Gemüthes, beide an Offiziere verheirathet und ihren Mittheilungen nach in den allerglück- lichen Verhältnissen; die ältere hatte die Kur im Jänner 1870 begonnen, die jüngere im März; es handelte sich bei beiden um dieselbe Krankheitsart, die auf erblicher Anlage beruhte, und auch um denselben Krankheitsgrad. Der Verlauf der Kur war bei beiden Damen günstig, so daß ich anmah, es würde die gewöhnliche Zeit der Kur (ein Jahr) nicht über- schritten werden. Der Beginn des Krieges unterbrach die Kur und die Haarzählungen; Mitte August wurden beide wieder aufgenommen; die Zahlen zeigten keine wesentlichen Differenzen gegen früher; kurz darauf wurde der Gatte der älteren tödtlich verwundet und starb einige Tage darauf. Die Kur wurde von neuem abgebrochen, aber auf den dringenden Wunsch der Eltern wieder aufgenommen; die Ernährungs- störung der Kopfhaut bei der älteren ist eine dauernde ge- blieben; mit Mühe und Noth ist das Eintreten ausgedehnter Kahtheit verhindert worden, bei der jüngeren hingegen ist der Heilerfolg ein vollständiger.

Bei den Männern ist auf eine vollständige Ausgleichung nur ausnahmsweise zu rechnen. Ich habe in meiner eigenen Familie die Einwirkungen Schritt für Schritt verfolgen kön- nen; es handelte sich um meine beiden Schwager, zwei Re- serendarinen, die als Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege den ganzen Krieg mitmachten; ihr ursprünglich gutes Mittel- haar litt ganz außerordentlich und ich bin ganz zufrieden, daß es durch eine Kur, die weit über Jahr und Tag dauerte, gelang, einen einigermaßen erträglichen Haarbestand wieder herzustellen.

Ganz in gleicher Weise und ganz ebenso erheblich wie der Krieg hat der ungeheure Umschwung der Geldverhältnisse in den letzten Jahren eingewirkt.

Meine Patienten umfassen alle Stände, ich bin über den Mittag meines Lebens hinaus — ich habe keine Zeit erlebt, in welcher in so außerordentlich vielen Menschen das Gefühl herrschend gewesen wäre, daß ihre Existenz auf schwankendem Boden stehe.

Die Wirkung dieser Verhältnisse auf die Gesundheit zeigte sich nach zwei Richtungen hin: die Erkrankungen des Nerven- systems und die Erkrankungen der Unterleibsorgane sind nie so zahlreich und nie in solcher Intensität beobachtet worden, wie in diesen Jahren. Beide Leidenszustände reflectiren in hohem Grade auf die Kopfnerven und auf die Ernährung der Kopfhaut.

Allein dies geschieht mehr in chronischer Weise. Hingegen haben die durch jene Verhältnisse hervor- gerufenen Gemüthsbewegungen oft eine ganz directe Ein- wirkung auf die Kopfnerven und zwar in sehr acuter Weise.

Ich bin in der angenehmen Lage, hier aussprechen zu dürfen, daß die Empfindungen von mehr passivem Charakter eine solche nachtheilige Wirkung nicht zeigen. Also diejenigen, welche sich in ihren altgewohnten, behaglichen oder aus- kömmlichen Erwerbsverhältnissen bedroht oder beeinträchtigt sehen, überstehen diese Noth, ohne irgend eine Einbuße an ihrem Haar zu erfahren. Hingegen haben die Empfindungen mit mehr activem Charakter die angegebene Wirkung: der Wunsch nach schnell zu erwerbendem Reichthum, die Specu- lationslust, der Ehrgeiz; das Maß ungeheurer Geistes- Anspannung, das Schwanken zwischen extremen Ge- fühlten bedingt eine ganz außerordentliche Irritation für die Kopfnerven und ich habe diese Beobachtung an jungen Männern machen können, die ich seit vielen Jahren genau kenne, deren ganze körperliche Entwicklung ich beobachtet hatte.

Die Wirkung zeigte sich bei allen in folgender Weise: Ohne daß erbliche Anlage zur Haarverdünnung vorlag, ohne daß Kopf-Congestionen oder überhaupt irgend welche Krankheitszustände auftraten, machte sich plötzlich eine ganz außerordentlich rasche Abnahme des Dickenumfangs der Haare bemerkbar und zwar in allen Fällen zuerst in den einspringenden Winkeln an der vorderen Haargrenze, rechts und links neben der Stirn-Mitte. In wenigen Monaten war der vorher gute, oft geradezu üppige Haarwuchs an diesen Stellen so gelichtet, daß nur einzelne verkrüppelte Stämmchen übrig blieben.

Ich habe eine solche Rapidität des Haarwuchses bei sonst völlig Gesunden vorher niemals anders als vereinzelt gesehen und dann war es auch stets Folge activer, höchst aufreizender Gemüthsbewegungen gewesen.

Ich bin noch jetzt mit Versuchen beschäftigt, auf experi- mentellem Wege den genaueren Zusammenhang der Nerven- Erregungen und der daher rührenden Veränderung der Haut- Ernährung aufzuklären — die bisherigen Ergebnisse lassen an der Thatsächlichkeit dieses Zusammenhanges selbst keinen Zweifel.

In einzelnen Fällen gestellte sich zu der Haarverdünnung auch ein rasches Ergrauen, ohne daß erbliche Anlage dazu vorhanden gewesen wäre; entweder hatten sich schon früher einzelne graue Haare an den Schläfen bemerkbar gemacht und nun sproßten plötzlich auf dem ganzen Kopfe zahlreiche Silber-

# Eugenien-Polka.

Comp. von Emil Berthold.

Pianoforte.

fäden oder es verloren die bis dahin ganz dunklen Haare an beiden Schläfen aber in größerer Ausdehnung ihr Pigment.

Der Einfluß der Heilkräfte dieser Zustände gegenüber ist ein verschiedener gewesen. In einigen Fällen habe ich schon nach wenigen Wochen die Kur abbrechen müssen, weil sich alsbald herausstellte, daß ausgedehnte Kahtheil unabwendbar sei. In der größeren Mehrzahl hingegen hat sie sich verhindern lassen: bei diesen Patienten wird die Kur noch fortgesetzt und ich darf ein verhältnißmäßig gedeihliches Resultat erwarten.

Es liegt nahe, die beiden großen Erschütterungen der Gesellschaft, den Krieg und die Umgestaltung der Geldverhältnisse, nach ihrer Gesamtwirkung (soweit dieselbe aus den Local-Veränderungen sich erschließen läßt) zu vergleichen. Ich darf auch hier nur von einem Eindruck sprechen. Nach diesem darf ich sagen: beide (natürlich ganz abgesehen von dem unmittelbaren Einfluß der Waffen) greifen des Allerletztsten einschneidend in die menschliche Organisation ein. Aber der Krieg hat zugleich stählende, belebende Elemente in sich; trotz der Depression in einzelnen Regionen des Nervensystems wird die Zähigkeit, die Widerstandsfähigkeit desselben im Ganzen gesteigert — von diesen ausgleichenden, wohlthätigen Elementen habe ich bei den Siegern auf dem anderen Gebiete nichts gefunden: sie müssen ihre Erfolge mit Einbuße an ihrem Gemüth, an ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Schläge des Geschicks, an anderem Gebiete, oft mit Verkürzung des Lebens selbst bezahlen; Einzelne allerdings verstehen es, durch das Innehalten eines gewissen Maßes diesen Folgen zu entgehen.

## Die Mode.

Nicht Jeder hat in dieser an Siegen, aber auch an Niederlagen so ergebigen Zeit einen sachkundigen Strategen, wie unseren Kleiderkünstler par excellence, Herrn S. Müller, Hoflieferanten Ihrer Majestät der Kaiserin, zur Seite, um bei dem allgemeinen Streben „elegant erscheinen zu wollen“, erfolgreich unterstützt zu werden. Wer verstände es besser als er, diesen mit kleinen Blüten übersäeten Roben im Rococo-Geschmack ihren bis in die geringsten Details durchgeführten Charakter zu verleihen, ohne dabei mit den historischen noch mit den gegenwärtigen Interessen in Collision zu gerathen, — wer jene originellen Mischungen aus contrastirenden Farben harmonischer zu vereinen, um mit ihnen die glänzendsten Effekte zu erzielen?

Nur eines dieser Toilettenwunder will ich zu beschreiben versuchen, um damit den Beweis zu liefern, daß sich ein poetischer Gedanke in Taill und Seidenstoff übertragen läßt. Cremefarbener Damast-renaissance, Grosgrain mit Atlasstreifen in gleicher Nuance, glatter hellblauer Faille, sowie Seidentüll in beiden Farben bildeten den Stoff der Robe. Gestülpte Plätzchen-Bordüren aus Taill, welche olivfarbene Nesselblätter mit Beeren aus Stahl darstellten, gleiche Plätzchenranden in einer zu der Plätzchenstickerei übereinstimmenden Nuance dienten als Garnitur. Die Vorderbahn wurde durch zwei festonähnlich angenähte Bordüren mit blauem Stoff unterlegten Stickerei in drei Theile abgetheilt, von denen der obere aus Damast, der mittlere aus gestreiftem Stoff in gleicher Farbe, der untere aus blauem Seidenstoff und Tüllrüschen am Rande bestand. Schrägläufige Wälderanten garnirten die oberen, dicht nebeneinander frauzenartig herabfallende Ranten überdeckten den unteren Theil. Die Seitenbahn, durch Stickereibordüren auf blauem Fond begrenzt, endete am unteren Rande mit einem „bord de corbeille“, d. h. schmalen Streifen mit blauem Seidenfutter, welche 25 Cent. lange Einschnitte in den unteren Stoffrand bedingen und als schrägliegende Schlingen nach innen umgelegt, auf einem à plissé gefalteten Volant aus blauem Stoff ruhten. Ueber der mächtig drapirten Hinterbahn kreuzten sich

die oberen Ecken der Seitenbahnen, einen kleinen Buff mit sogenanntem Hahnentamam aus blauen Streifen einrahmend. Die Panzertaille, aus cremefarbenem Damast, wurde auf dem Rücken geschürzt; gestreifter, in Falten arrangirter Stoff mit gleichfarbigen Tüllrüschen am oberen, schmalen Stickereibordüren am unteren Rande und einem Wälderantuff mit Ranten in der vorderen Mitte vollendete das geschmackvolle Arrangement des Taillenausschnitts, dem eine nach hinten fallende blaue Schleife auf der rechten Achsel sowie die für das Haar bestimmten Ranten einen erhöhten Reiz verliehen.

Neben den soeben geschilderten Stoff- und Farbencompositionen gewagter Art widmet man den zarten Niancen, namentlich den blaugrünen, deren Wirkung unter dem intensiven Licht der Gaslaternen zum überraschendsten Ausdruck gelangt, ein großes Interesse. Weiße Seidenspitzen, mit weißem Schmelz überziet, bilden auf einer Robe aus hellgrünem Atlas eines jener Rajaden-Kostüme, in dem eine Blondine besonders anmuthig erscheint. Glanzlose Stoffe mit ramagirtem Dessin erhalten durch dentelles de Bruges, oder durch seidene Wälderantzen den hübschesten Abschluß. Die schweren, auf hellem Fond mit kleinen Blüten übersäeten Damaste erinnern an die minutiösen Malereien des Sevres-Porzellan und werden auch nach diesem damas de Sevres benannt.

Den vorgenannten Stoffen widmet ein Theil unserer Damenwelt einen wahrhaften Cultus, während ein anderer den neueren Erfindungen: soie nattée, velours rayé und velours frappé den Vorzug gibt. Taill sowie Tüllanten erscheinen nur dann in ihrer idealen Vollkommenheit, wenn sich kaum eine Form erkennen läßt, vielmehr der Stoff gleich einem Rauch die Gestalt umgibt und die Blumen ohne erdliche Berechnung zwischen den Stoffarrangements hervorzuüblichen scheinen.

Gold, Silber und Stahl sind die drei mächtigen Allüren, die in dieser Saison vorherrschen und ihre strahlende Macht an den Valtoiletten mit größerem Recht zur Geltung bringen, als an den Promenadetoiletten unter dem bleichen Schein der Winterionne. Moosähnliche Büschel aus Silber- oder Goldfäden, mit farbigen Blumen oder Stoffblättern untermischt, vermitteln die hübschesten Garnirungen und sind um so empfehlenswerther, als sich dieselben zur Selbstanfertigung eignen.

Für die Form der Roben gilt das bereits bekannte Gesetz, nach welchem wir bei unbeschränkter Stoffverwendung möglichst knapp eingeschwängt erscheinen sollen und wonach die mehr oder minder lange Schleppe gleich einem Kometschweif — oder vielmehr à la serpent, nicht dreiter — ihren sehr schmal begrenzten Faltenwurf entwickelt. Die Vollkommenheit derselben bedingt ein Zusammenrücken der Hinterbahnen bis unmittelbar über den sich fessellos in Keilform ausbreitenden Schlepptheil. Die Volants werden ebenfalls in der hinteren Mitte der Schleppe keilförmig geschnitten, um nicht durch die Stoffmenge des einschneidenden oberen Randes an Eleganz zu verlieren. Zu einfacheren Gesellschaftskleidern aus schweren Stoffen läßt man sich mit Falten à la Bulgare in den Hinterbahnen genügen, welche durch Wälder an den Seitenbahnen zurückgehalten, der Mode betreffs der Form entsprechen, ohne den Vandalismus des Stoffverschwendens bei complicirteren Garnirungen zu bedingen. Die Vorderbahn erhält einen Schutzenschutz und eine auf der Seitenbahn in verticaler Richtung ausgeführte Garnitur aus Spangen, Schleifen etc.

Aus dem heideisidnerthen Vorrath breiter Spitzenvolants sah ich eine der elegantesten Schleppen zu einem hellen Atlaskleide „Nuance Abyssin“ arrangiren und theils das günstige Resultat zur Nachahmung mit, die aus einem Dreieck geformte Schleppe war an den zwei geraden Rändern mit dem breiten Spitzenvolant, dieser nach außen mit einem Atlasdräpfrestreifen und letzterer mit einer schmalen Spitze garnirt. Aus dem oberen schrägen Rande des Stoffes drapirte sich eine Art Veduinne-Capuchon bis zum Beginn des eingesteppten Spitzenvolants. Stofflöcher und Spitzen wechselten auf der Vorderbahn des Modes und dienten in gleichem Arrangement als Garnitur der Taille. An dem geschlossenen Theil der Schleppe drapirte und an der Taille rauten sich Quirlenden aus Crocus in bunterfarbener Mischung.

Am Schluß meiner heutigen Mittheilungen will ich noch eines Toilettengegenstandes gedenken, der sich mit wahrhafter Kapitulation eingeführt und wahrlich nicht wie die meisten Passionen sehr bald keine Endschacht erreicht hat. Der „Ufker“, die uns von England überkommene Tracht eines langen Paletots, dessen Form den Mänteln der Soldaten oder Schaffner gleicht und als wärmende Hülle große Vorzüge hat, aber als Dedmantel jedweder Toilette nur mäßige Ansprüche auf Eleganz bedingt, wird von unseren Damen wie Herrern mit unbegreiflicher Vorliebe getragen. Vorläufig läßt man sich mit wohlfeilen einfachen Doucés-Stoffen genügen, doch wie lange, so wird der formenlose Sad der Sicht nach Verschönerung anheimfallen und damit aufhören, das zu sein, was er beabsichtigt — eine schmucklose Schutzwehr gegen winterliche Temperatureinflüsse.

Veronika v. G.

## Wirthschaftsplaudereien.

Aus der japanischen Frucht- und Gemüsekammer. In den letzten Jahren hat sich wiederum die Aufmerksamkeit Europas mehr als sonst auf die alten Culturländer im fernen Osten, China und Japan, gelenkt. Besonders ist es Japan, welches mit der Legende von den europäischen Barbaren gebrochen und Anknüpfungspunkte mit uns sucht, statt wie bisher sie zu meiden. Drängen wie haben sucht man nähere Einblicke in das Leben und Treiben der neuen Freunde zu gewinnen; und die Frage: „Was speist man dort?“ gehört gewiß nicht zu den letzten.

Wir beabsichtigen für diesmal nicht, unsere Leserinnen mit dem bekannt zu machen, „was da krecht und leucht“, bis es in der japanischen Küche seinen Tod und in einem verschwiegeneu Ragout seine Auferstehung auf der Tafel findet, sondern wollen nur einen Blick in die Frucht- und Gemüsekammer der Japanesen werfen.

Berichte über die Ausstellung der japanesischen Vegetabilien in Wien und in London (im South Kensington-Museum) sollen uns dabei leiten.

Zu erster Linie sind es die Hülsenfrüchte, welche unter den vegetabilischen Nahrungsmitteln der Chinesen und Japanesen eine hervorragende Rolle spielen. Eine uralte Praxis hat jene Völker gelehrt, in den Hülsenfrüchten die vollkommensten Nahrungsmittel, welche die Pflanzenwelt liefert, zu finden, die selbst das Fleisch — in jenen überbitterten Ländern theuer und selten — vollständig zu ersetzen vermögen. (Man wolle darüber unsere Bemerkungen auf Seite 381 des Bazar 1875 in dem Artikel „Leguminose“ lesen.)

Die Werthschätzung der Hülsenfrüchte als Volksnahrungsmittel ging in China sogar so weit, daß bis zum Jahre 1864 ein Ausfuhrverbot auf Erbsen und Bohnen bestand. Die Ausstellungen in Wien und London enthielten mancherlei Arten dieser Hülsenfrüchte; sie erfahren in ihrer Heimath die mannigfaltigsten Zubereitungen und Verwendungen im Haushalt. Den ersten Rang nimmt unter den Hülsenfrüchten die Production der grünen Erbsen ein; weniger geschätzt sind rothe, schwarze und gelbe Erbsen. Aus Erbsen und Bohnen werden hauptsächlich Cakes (Mehlknäuel), Nemicelli (Nudeln), Käse und fettes Del gewonnen; die Bohnen dienen außerdem zur Fabrication der bekannten Soja.

Unsere europäischen Bohnen besitzen nur 2-3 Procent fettes Del, während die chinesische grüne Bohne davon 19-23 Procent enthält. (Zu Königreich Sachsen werden gegenwärtig Versuche mit dem Anbau dieser dreiartigen Bohnen gemacht.) Die Bereitung des dem Namen nach längst auch in Europa bekannten (Erbsen- und Bohnenkäse) geschieht folgendermaßen: Die Bohnen werden im Wasser aufquellen gelassen und zwischen Mühlensteinen zu einem Brei zerrieben. Dieser wird mit etwas Wasser versetzt und zur Entfernung der Hülsen durch ein Sieb geschlagen, darauf in einer Pfanne getocht, wieder in freier Luft abgetrocknet und in Salzwasserbad gestellt, wodurch der Brei fäsig wird. Der so erhaltene vegetabilische Käse wird sodann in ein Tuch eingeschlagen und ausgepreßt. Sobald kein Wasser mehr abfließt, ist der Bohnenkäse eßbar; ob für europäische Gaumen auch schmackhaft, können wir leider nicht sagen; wir sahen zwar auf der Wiener Ausstellung große dünne Platten dieses Käses, fanden aber keine Gelegenheit, von dieser unter Glas und Rahmen wohlverwahrten Specialität zu kosten.

Die Bohnen figuriren in Japan auch in Juder conservirt oder candirt unter dem „Eingemachten“. Zur Bereitung der „Soy“ oder „Soyasauce“ wird eine besondere Bohnenart, die auch in unseren Gärten zu findende hochrankende, schmetterlingsblüthige Dolichos, mit großen, gewöhnlich violetten Blüthenkränzen und rothbraun geäderten Blättern, in großem Maßstabe von den Japanesen (und Chinesen) angebaut. Die Sojabohne ist braunviolett, etwas heller punkirt, ein wenig abgeplattet, länglich oval, an einer Seite mit einem weißlichen Ranne. Ueber die Bereitung der Soja finden wir verschiedene Angaben, die wahrscheinlichste ist diejenige, nach der man zunächst gleiche Mengen von Sojabohnen und Weizenmehl mit Wasser kocht und den Brei der Gährung unterwirft. Zur ausgegohrenen Masse wird ebensoviele Salz, als Sojabohnen verwendet wurden, und Wasser zugelegt, und nachdem der dünne Brei wiederum einige Zeit gestanden hat, preßt man ihn ab; die abgepreßte Flüssigkeit stellt die Soja dar. Uebergehen wir die in Japan wie bei uns heimischen Halmfrüchte: Weizen, Roggen, Hirse (röthliche Baraboshirre), wie den ebenfalls dort cultivirten Buchweizen. Wie in Spanien, so gibt es auch in Japan eine Eichenart, welche angenehm und nicht herbe schmeckende Eichelkugeln liefert. Unser Wallnußbaum ist ebenfalls in Japan heimisch; seine Früchte werden wie bei uns zum Speisen und zur Delbereitung benutzt und candirte Wallnüsse bilden dort wie hier Vorkochs. Auch die weiße Wallnuß (Carya), halb so groß wie die gewöhnliche, mit sehr harter Schale und wohlriechendem Kern, wird in Japan angebaut und tam früher als japanische Wallnuß nach

London. (Die weiße Wallnuß wird auch häufig in Nord-Amerika gefunden.) Apriosen werden dort, wie bei uns die Pfämen, abgeküht. Junge oder Bruchbeeren, Früchte eines zu den Kreuzdorngehäusen gehörenden baumartigen Strauchs, der auch im südlichen Europa cultivirt wird, werden in Japan als Obst geschätzt; besonders aber die Frucht des Kaki genannten Baumes, der auch in Indien und China cultivirt wird. Der Lieferant dieser Frucht ist ein zur Familie der Ebenaceen gehörender Baum, Diospyros Kaki. Wir möchten für die Dattelpflaume (Diospyros heist wörtlich überleitet Götterfrucht), so wird die Frucht bei uns genannt, und ihre Cultur bei unsren süddeutschen Jesuiten ein Wort einlegen. Man kennt verschiedene Arten von Diospyros; nicht alle sollen wohlgeschmeckte Früchte besitzen. Diospyros virginiana, die Persimonpflaume, trägt den Apriosen ähnliche Früchte, baumartige 10-12 Fuß hoher Strauch, trägt den Apriosen ähnliche Früchte, welche erst, nachdem sie Nachtfröste erhalten haben, süß schmecken. Den Speciesnamen der Dattelpflaume, die wir im botanischen Garten zu Padua zu kosten Gelegenheit fanden, haben wir leider nicht behalten; wir waren von dem eigenthümlichen Wohlgeschmack dieser Früchte überrascht. Es waren kleine apfelähnliche, rötlichbraune Früchte mit weichem Mark und von köstlichem Geschmack, der an Süße, leichter Fruchtsäure und feinem Aroma die Täuschung aufkommen ließ, als habe man es mit einem Compot aus verschiedenen feinen Früchten und nicht mit einer frischen Frucht zu thun. Ihr reicher Zuckergehalt muß ein Conserviren sehr erleichtern, und gäbe die Dattelpflaume, vorausgesetzt, daß sie sich bei uns acclimatiren läßt (was für Süddeutschland und Oesterreich-Ungarn wohl nicht zu bezweifeln ist), eine annehmbare Bereicherung unserer Obstgärten. Die Japanesen verwenden die Kaktisfrüchte sowohl an der Sonne getrocknet, als in Zucker eingemacht. Cultivirt werden ferner Melonen, Angur, ehbare Kastanien und eine Myrica-Art (Wachsmyrte); letztere wegen ihrer angenehmen säuerlichen Früchte, die roh und gekocht gegessen werden.

Von den Gemüse liefernden Pflanzen der Japanesen ist in den vorliegenden Berichten wenig die Rede. Die jungen unentwickelten Wedel eines Farnkrautes (Pteris Aquilina), die Knollen der in allen tropischen Ländern, ursprünglich in Brasilien heimischen süßen Batate sollen als Gemüse, der Wurzelstock des erfteren, wie auch die Batatenknolle zur Bereitung von Salmeh (Stärke) dienen. Ein der Weisstärke ähnliches feines weißes Stärkemehl liefert den Japanesen die Zwiebel des Hundszahnes (Crythronium Dens-canis), eines auch in Südeuropa vorkommenden Kriechgewächses. Au östlichen Pflanzen ist Japan reich; das aus den Samen einer Bignoniacee gewonnene Sesamöl, von 45-90 Procent in den Samen enthalten, dient als Speiseöl und zur Bereitung der Tschie, da es beim Verbrennen einen feinen Rauch abgibt. Dies Del ist auch bei uns bekannt und wird hier häufig zum Versärfen ober, weniger unhöflich ausgedrückt, zum Versärfen des Provençeres gebraucht. Ein feines, hellgelbes Speiseöl gibt den Japanesen auch der Same einer Pflanze, die wir ihrer stolzkalten schönen Blumen und ihrer eleganten Blätter wegen in unseren Gewächshäusern und Zimmern pflanzen, der Camellie. Es ist die auch bei uns gezogene Camellia sasanqua, mit rosenfarbenen und ähnlichen Blüten und dreikantigen hohle-auftragenden Samen. In Japan wird diese Camellie fruchtartig; ihre kleinen braungrünen Blätter sollen, wie man sagt, zum Versärfen des grünen Thees benutzt werden. Eine Del (aus dem Samen) liefernde Pflanze ist ferner noch die zu den Labiaten gehörige Perilla ocyroides, von der eine verwandte Art (P. arguta) jetzt sehr häufig unter den Teppichpflanzen unserer Gärten zu finden ist, auffallend durch ihre dunkle braunviolette Färbung. Die Vindoneer Ausstellung zeigte schließlich eine ehbare Flechtenspecies, drei Pilzarten und eine außerordentlich reichhaltige Sammlung ehbarer Meeresalgen, verschieden in Formen und Farben. Die Algen, dort Seeträuter (chinesisch Hai-tsal) oder Steinblumenkräuter (Chid-hoa-tsal) und Hirsdgeweihtraut (Lo-kio-tsal) genannt, spielen in Japan, China und dem indischen Archipel

als Nahrungsmittel eine ganz bedeutende Rolle. Sie geben gesunde und billige Gallerten und werden auch vielfach zu anderen Zwecken, zur Appretur von Papier und Geweben, zur Malerei etc. benutzt. Der aus gewissen Algenarten bereitete Pflanzenleim, genannt Agar-Agar oder chinesisches Gelatine, hat seit einigen Jahren auch seinen Weg zu uns gefunden und verdient die Beachtung unserer Hausfrauen. Die Agar-Agar ist völlig ohne Beigeichmad und besitzt eine ganz eminente Kraft, zu gelatiniren. So läßt sie wohlfeiler und geeigneter zur Bereitung von Gelees und Gallerten ercheint, als die Gelatine. Wir sprechen aus eigener Erfahrung; künstlich ist die Agar-Agar jetzt wohl in allen größeren Droguenhandlungen Deutschlands; bei uns eingeführt hat sie unseres Wissens zuerst die bekannte und altrenommirte Droguenhandlung von J. L. Reig in Berlin, Jägerstr. 49.

**Auflösung des Buchstaben-Räthsels Seite 33.**

G R A S  
R O M A  
A M O R  
S A R G

**Räthsel.**

- Der Königinnen prächtigste,  
Der hohen Fürsten mächtigste,  
Sie beugen sich vor Dir.  
Sag an, Du stolze Dame,  
Sag an, wie ist Dein Name?  
Ein Räthsel bist Du mir.
- Von Menschenhimmeln bin ich erdacht,  
Von Menschenhand bin ich gemacht,  
Bin zwar auf keinem Thron geboren,  
Und doch zum Herrschen auserkoren.  
Und muß ich einst zu Grabe gehn,  
So wird auch mir ein Auserkoren  
Vielleicht noch widerfahren  
Nach vielen, vielen Jahren.
- Geschichte Diener sind die ersten Weiden.  
Sie schaffen emsig und gehorchen gern. —  
Ob auch die letzte gut, ob schlecht mag bleiben.  
Sie dient zum Schindeln den Damen, wie den Herrn.  
Das Ganze ist vor langer Zeit erfunden  
Der zarten Hand zum Schutz vor Schmerz und Wunden.
- Ich hab ein großer Dichter ausgedacht,  
Und sie wird leicht von jedem Kind gemacht.
- Den frohen Kindern dient's zum Spiel und Scherz;  
Bang macht es hohen mancher Jungfrau Herz.

**Correspondenz.**

Fr. v. L. — Vertha W. — M. G. Ueber die zur Zimmergärtnererei (bei einer Temperatur von 10 bis 15° Reaumur) geeigneten Pflanzen hielt vor einiger Zeit ein Herr Salomon im Fränkischen Gartenbau-Verein einen Vortrag. Wir entnehmen demselben im Auszuge die nachfolgenden Angaben: Aus der Familie der Palmen sind zu empfehlen die meisten Arten der Gattung Chamaedorea (deren es einige 40 gibt), unter welchen wieder Ch. Karwinskiana (elatio) als die Beste für Zimmer zu nennen ist; viele Arten Chamaerops, Livistona (Corypha) australis und chinensis (Latania borbonica), Brahea dulcis, Oreodoxa, Caryota, die zierlichen Calamus-Arten, Phoenix, Rhapsis u. s. w. Aus der Familie der Cycadeen die Gattungen Cycas, Zamia, Ceratozamia, Dicon, Encephalartos, Stangeria; die meisten Arten Pandanus; von baumartigen Lilien in erster Linie die meisten Arten von Dracaena, Dasylyria, Yucca, Beaucarnea, Dianella, Agave, Clivia und Aspidistra (Plectogyne); Carexuligo, Panicum plicatum, Musa, Cannia und Maranta; eine große Zahl von Aroiden, hauptsächlich Rhabdophora dilacerata (Scindapsus pinnatus), Monstera (Philodendron pertusum) deliciosa, Anthurium fissum; dann Ficus, Böhmia, Ardisia, Coffea, Theophrasta, Brexia, viele Araliaceen, vorzüglich aber verschiedene Arten von Paratopia, namentlich P. pulchra und P. Toymanniana, dann Acacia Lophanta, Galipea u. s. w. Für prächtige Räume oder bei einer Temperatur von 0 bis 5 oder 6° R. eignen sich viele Arten Agave, Asteil, Banksii, Aukuba, Chamaerops humilis, Ch. excelsa und Fortunei, Livistona australis und chinensis, Dracaena australis und indivisa, Scandaloptus, Ficus australis, Eugenia, Epheu, Ilex, Lorbeer, Magnolia grandiflora, Abutilon, Agapanthus, Aloe, Araucaria, Arthropodium, Cryptomeria, Cupressus, Evonymus, Nerium, Myrica, Phormium, Aralia, Yucca, Echeveria und viele andere. Für Ampeln in frostfreien Räumen: Fragaria indica, Epheu, Sedum Sieboldii, Vitis heterophylla, Linaria Cymbalaria, Sibthorpha europaea, Akebia quinata, Mikania skandens (Wasserhübe), Crassula lactea. Als Wasserpflanzen für Goldfischbehälter und Aquarien sind zu empfehlen Pistia stratioides und Valisneria spiralis. — Et. W. Ein brauchbares, erprobtes Gartenbuch, in welchem die Erziehung und Behandlung der Gemüse im Blumen-, Gemüse- und Obstgarten, in Wohnzimmern, Gewächshäusern und Mistbeeten, sowie der Bäume und Ziersträucher im freien Lande beschrieben, ist der bereits in 13. Auflage im Verlage von R. Gärtners in Berlin erschienene Wredow'sche Gartenfreund. — Als Hausarzt sei Ihnen das kürzlich in neuer Auflage erschienene Hauslexikon von Dr. G. Klende, Verlag von Ed. Kummer in Leipzig, empfohlen. — A. B. i. C. Kein Mensch kann sich rühmen, an einem Uebermaß von Gesundheit zu leiden. Wie wir über den Frevel, gewaltsam die Rosen der Gesundheit, die blühenden Wangen unterdrücken zu wollen, urtheilen, mögen Sie aus einer Notiz auf Seite 196 des Bazar Jahrg. 1874 (Chiffre: R. P. v. L.) entnehmen. Die menschliche Gesundheit ist nicht von Eifern, sondern von Postpapier, pflegt Professor Traube zu sagen. — Richard W. in D. Laubjägerholz (Horn, Aufbaum, Malagony u. c.) erhalten Sie u. a. bei Fabian und Wolf in Dresden, Am See 40. — C. G. i. D. u. C. B. i. M. Man bestreicht die zu reinigenden Gyps- oder Alabastergegenstände mit einem steifen Kleister von Stärkekleb; nach dem Austrocknen bestreuen Sie sie mit dem Ueberzug, welcher allen Staub einschließt, ab. — M. F. in Sondersburg. Vorschriften zu Porcellantöpfen sind gegeben worden. Bazar 1874, S. 164, 180, 258. — C. Kigrit. i. Kärnten. Farbiges Papier zum Blumenmachen erhalten Sie bei F. Dalach, Berlin, Markgrafstr. 60. Das Färben von Moos ist angegeben Bazar 1875, auf Seite 334 (Chiffre: Hausfrau in V. bei G.)

**Die GRAY'sche amerikanische Papierwäsche**  
für Herren, Damen u. Kinder  
aus der Fabrik:  
**MEY & EDLICH,**  
Leipzig.

hat sich durch ihre Eleganz, durch die praktischen und gut passenden Façons, durch ihre grosse Haltbarkeit sowie durch die ausserordentliche Bequemlichkeit, welche sie Jedem, der sie trägt, bietet (das Waschen- und Plättelassen fällt ganz weg), und ihres billigen Preises halber rasch die Gunst der besten Gesellschaftskreise verschafft, und wird ihrer grossen Vorzüge wegen auch jetzt in Europa allgemein adoptirt. — Die Papierwäsche mit vollständigem Leinenüberzug (Linen-cloth) ist das Vorzüglichste, was bis jetzt geleistet worden ist. Es werden

**Kragen, Manschetten u. Chemisettes**  
in weiss, farbig u. mit Leinenüberzug für Herren, Damen und Kinder fabrizirt.  
Der illustrierte Detail-Preis-Courant steht Jedermann gratis und franco zu Diensten.  
Versandt nach allen Ländern. — Wiederverkäufern Rabatt.  
Briefe sind zu richten an **Mey & Edlich, 9 Neumarkt, Leipzig.**

**Bazar de Voyage,**  
J. Demuth, Hoflieferant,  
Berlin C., Schlossfreiheit 1.

Fabrik und größtes Lager von Reise-Effekten und seinen Lederwaaren.  
Empfehlen sich den geehrten Damen zur geschmackvollen Garnirung von Handarbeiten in diesem Genre. [11]

**H. Lisser Wwe,**  
Berlin, Jägerstr. 42,  
empfehlen

**lange Corsets für Panzerstücken, Jupons und Courures**  
in reichster Auswahl und jedem Genre. [5]

**Grünjast.** [366]  
Wegen Aushusten gab es noch kein Mittel. Stikt allein in 8 bis 14 Tagen zu 90%. Bestes Hustenmittel auch bei Lungenerkrankungen, selbst Blut-husten, a. H. 3 M. Depot, Engel-Apoth. Leipzig.

**Spielwerke,**  
4 bis 200 Stüde spielend; mit Expression, Mandoline, Trommel, Glockenspiel, Castagnetten, Himmelsstimmen u. c.

**Spielf Dosen,**  
2 bis 16 Stüde spielend, Necessaires, Cigarrenständer, Schweizerhäuschen, Photographiealbum, Schreibzeuge, Handbuchstaben, Briefwechselmer, Cigarren-Etui, Tabak- und Bändholzboden, Arbeitstisch, Flaschen, Biergläser, Portemonnaies, Stühle u. c., alles mit Musik. Stets das Neueste empfiehlt  
**S. S. Kesser, Bern.**  
Illustrierte Preis-Courante versende franco. Nur wer direct bezieht, erhält Seltene Werke. [359]

Die vorzüglichste Qualität der Chocoladen aus der rühmlichst bekannten  
**Fabrik von Ph. Suchard**  
in Neuchâtel (Schweiz)

findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. [184b]  
Auf die große Auswahl zu Geheften geeigneter Pflanzstoffsachen mit Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht.  
Entrepôt général à Paris 18, rue Montmorency.

**Gartenstein'sche Leguminose**

wird rühmend in allen medicinischen und vielen anderen angesehenen Zeitschriften (s. auch Bazar 1875, Nr. 46, S. 381) als bestes Nähr- und Stärkungsmittel für alle Kranken und alle Reconvalescenten anerkannt und ist namentlich auch Magenkranken, an Diarrhoe leidenden Kindern, schwächlichen, blutarmen und abgehenden Personen, stillenden Frauen, sowie als Ersatz der Muttermilch und Fleischnahrung auf's Angenehmste zu empfehlen. — Zu haben in allen größeren deutschen und den meisten der angrenzenden Länder in den bekannten Depots, sowie direct durch Gartenstein & Comp., Chemnitz i/S.

Preis für Deutschland 1 1/2 Mark pr. Paquet. [382]  
Atteste der angesehensten medicinischen Autoritäten und Gebrauchsanweisung gratis.

**Schering's Grüne Apotheke.**  
Berlin N., Chausseestrasse 21.

Pepsin-Essenz nach Professor Dr. Liebreich. Diätet. Mittel bei Appetitlosigkeit, schwachem und verdorbenem Magen. Fl. 15 und 20 Sgr. — Reines Malzextract (kein Bier!), bewährtes Hausmittel bei Husten und Heiserkeit. Fl. 7 1/2 Sgr. Malzextract mit Eisen, bei Blutarmuth etc., Fl. 10 Sgr. [13]

**Drogen, Chemikalien, Cosmische Mittel.**

**Angenehm überrascht**  
wird jeder an Husten und Heiserkeit Leidende von der außerordentlich schnellen Binderung sein, die ihm die Anwendung von **Otto C. Weber's orientalischen Feigen-Caramellen** gewährt.

\*) Von Ärzten vielfach empfohlen. Preis à Carton 50 Reichspennige. — Aufträge auf 6 Cartons werden franco expedirt. — Zu haben in der Caramellen-Fabrik von Otto C. Weber, Berlin S. O., Schmidtstraße 31. [333]

Neue Erfindung!! [371]  
**Kleiderschoner**  
in schwarz, grau und braun. Derselbe schützt Schnur und Stosskante des Kleides gegen Staub und Schmutz und spart deren öftere Erneuerung. Preis pr. Dtd. 9 Mark gegen Einsendung oder Nachnahme.  
**WOLFF & COHN,**  
Posamentier-, Weisswaren- und Seidenband-Handlung in Stettin.

**Getragene Toiletten** kauft und bezahlt gut  
Brosiau, [387] **Frau Kühr.**  
Schuhbrücke 42. I.

**Erzieherinnen** erhalten stets gute Engagements und bei ihrer Ankunft billige Pension bei Fr. Madeleine Meznik, Wien, 42. Praterstrasse 42. [384]

**Bohlken's Patent-Waschmaschine,**  
neueste u. beste rotirende, welche das Zeug nicht ruiniert. Ein Vor- oder Nachwaschen mit der Hand nicht nötig, empfiehlt die  
Act.-Gesellsch. f. Maschinenbau u. Eisenindustrie zu Babel a. d. Zabe. [289]  
Gebrauchsanweisungen gratis. Wiederverkäufer gelocht.

**Salicylsäure-Präparate**  
**Mundwasser und Zahnpulver**  
dargestellt von **Ernst Jebens**  
Hofapotheker  
Baden-Baden

Diese neuen Präparate, durch erste Autoritäten der Zahnheilkunde bestens empfohlen, sind von adstringirender Eigenschaft, zersetzen die an den Zähnen gebildeten cariosen Substanzen, bewirken eine vollständige Heilung des kranken Zahnfleisches, beseitigen überreichenden Athem, entfernen sofort jeden unangenehmen Geschmack und verleihen dem Munde eine angenehme Frische.  
Preise: Mundwasser pr. Flasche 2 M. — Pf. pr. Doppelflasche 3 M. 50 Pf. Zahnpulver 1 Schachtel 1 M. 25 Pf.  
Zu beziehen durch alle renommirten Apotheken und Parfümeriehandlungen. In Berlin bei Franz Riedel, Schweizer-Apotheke, Friedrichstraße 173.  
NB. Man achte darauf, dass jede Schachtel um sicher zu sein, die ächten Jebens'schen Präparate zu erhalten. [383a]

**Velimer Eisen-Chocolade**  
mit Král's körnigem Eisenzucker.  
Bei Blutarmuth, Bleichsucht oder deren Folgekrankheiten ärztlich empfohlen. Dasselbe ist zum Kochen in Päckchen zu 1/4 Kilo à 80 Kr. öst. W. = 1 1/2 Mark, zum directen Genuss in Cartons (Pastillenform) à 25 Kr. öst. W. = 1/2 Mark durch Apotheken u. a. durch das Haupt-Depôt:  
**Velimer Fabriks-Niederlage in Prag**  
gegen Einsendung des Betrages oder gegen Postnachnahme zu beziehen. Verpackung wird nicht berechnet. [217]

**Patent-Petroleum-Sturm-Laternen.**  
Erlöschen nie beim grössten Sturm! Flamme hell wie Gaslicht! Ohne Cylinder zu brennen! Können niemals explodiren! Sind mit Schutzgitter versehen! Solideste und sauberste Ausführung! Preis: 1 1/2 Thlr. Kiste 7 1/2 Sgr.  
**Petroleum-Koch-Apparate,**  
absolut geruchlos u. ohne Blak oder Qualm zu verursachen! Jede Speise, Braten etc. kann hierauf bereit werden! Solide und sauber gearbeitet! Apparat mit 1 Kochloch incl. 2 Geschirren 2 1/2 Thlr., Apparat mit 2 Kochlöchern incl. 3 Geschirren 4 1/2 Thlr. Grössere mit 3 und 4 Kochlöchern verhältnissmässig theurer.  
**H. Schönfeldt, Fabrikant, Berlin W., Leipziger Strasse 134.**

**Das Recept,**  
nach welchem man in Wien, Prag und in den böhmischen Bädern den wegen seines vorzüglichen Geschmacks und wegen seiner prachtvollen Farbe weltberühmten Kaffee bereitet, besteht einfach darin, daß man dem Bohnen-Kaffee eine Kleinigkeit **Otto C. Weber's Feigen-Kaffee** zujügt.

\*) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar“, „Ueber Land und Meer“ u. s. w. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Pfd. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zulassung franco. — Zu haben in der Fabrik von Otto C. Weber in Berlin, S. O., Schmidtstraße 31. [332]

**Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808,**  
prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien, zu haben in allen bedeutenden Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz.  
**G. A. Glafey,** Nachtlichter-Fabrik, Nürnberg. [44]  
Briefmarken H. 368  
verkauft, kauft **Ernst Petritz, Chemnitz.**

**Philipp Hirsch's Sohn,**  
Kunstblumen und Schmuckfedern,  
WIEN,  
24. Tuchlauben 24.  
Weltausstellung 1873, Wien  
Verdienst-Medaille. [38]

**Neu! Neu!**  
**Taschen-Schnellkoch-Apparat**  
zur augenblicklichen Bereitung von Café, Thee, Beesftec etc. Die Einrichtung ist derartig, dass der Apparat bequem in der Tasche zu tragen, und innerhalb weniger Minuten bis 4 Liter Café erzeugt.  
Preis nur Mark 3. [378]  
**H. Schönfeldt, Berlin, Leipzigerstr. 134.**

**Carlile's Garn**  
ist das beste Garn für Nähmaschinen (auf Rollen à 200 Yards) und halten in allen Farben und Nummern vorräthig. Wir offeriren à Dbd. 1 M. 90 K gegen vorherige Einzahlung oder Nachnahme des Betrages. Bei Abnahme von mindestens 6 Dbd. verjenden nach allen Orten franco. [361]  
**Braunshweig, Königsdorf & Schultze.**

**Mineralseife.**  
Patentirte Wasserlass-Composition. Das allgemein und auch von der Redaction des Bazar anerkannte, vorzügliche Bademittel für Hauswäpche aller Art, Seife, Wölle, Baumwolle, Keinen u. c., ohne Fäulen oder Farbe im Mindesten anzugreifen, offeriren gegen Einzahlung von drei Reichsmark 10 Pfd. brutto im Zollverein franco  
[167] **van Saerle & Spinnagel, Berlin N.**